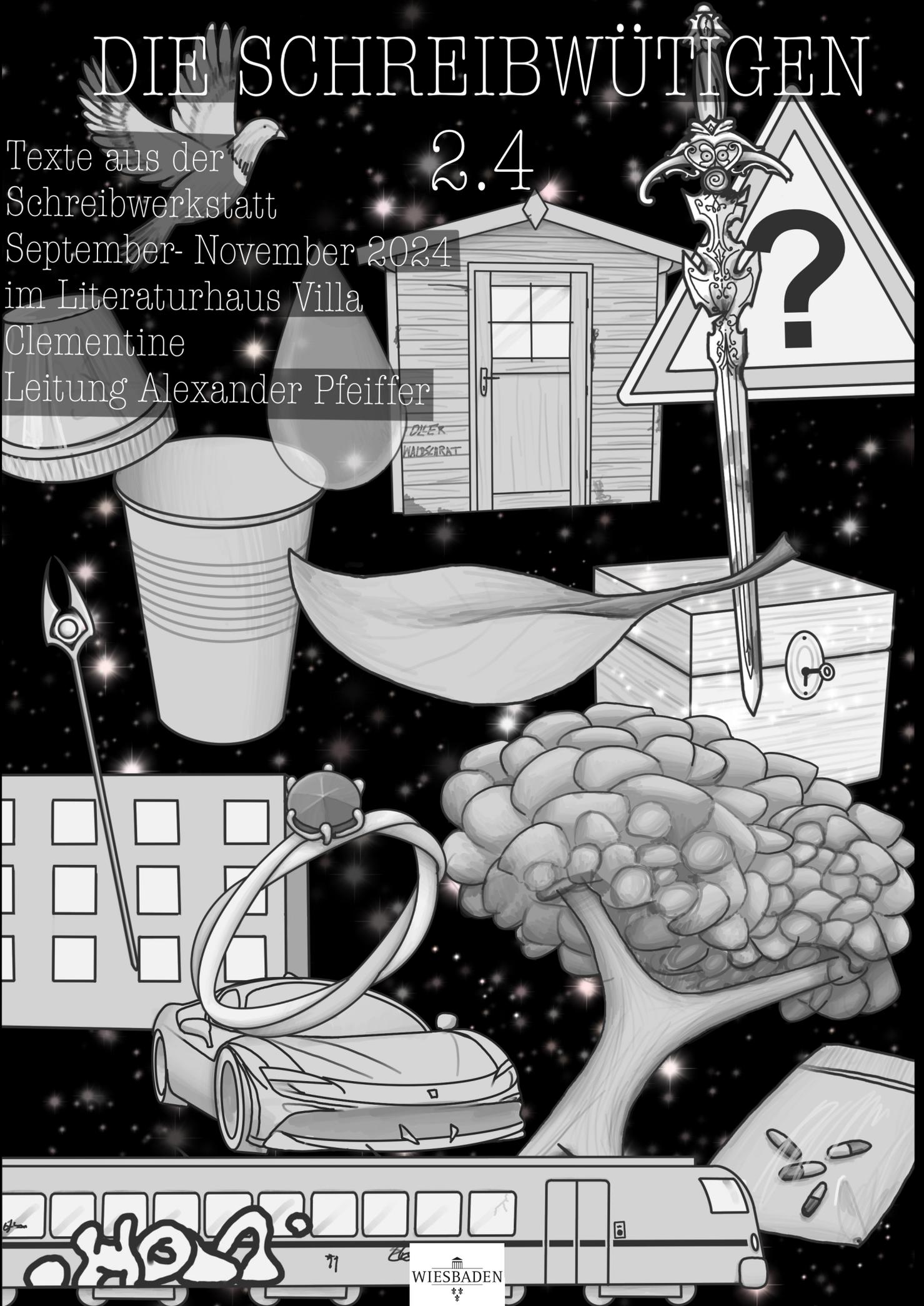


DIE SCHREIBWÜTIGEN

2.4

Texte aus der
Schreibwerkstatt
September- November 2024
im Literaturhaus Villa
Clementine
Leitung Alexander Pfeiffer



DIE SCHREIBWÜTIGEN 2.4

„Die Schreibwütigen 2.4“, das waren neun Schülerinnen und ein Schüler zwischen 13 und 17 Jahren von der Diltheyschule, der Oranienschule, der Elly-Heuss-Schule, der Helene-Lange-Schule, dem Gymnasium Taunusstein sowie der Freien Waldorfschule Wiesbaden. Bereits zum zehnten Mal fand in diesem Jahr unsere Schreibwerkstatt als Angebot des Wiesbadener Kulturamts statt. Ein schönes Jubiläum und eine ganz besondere Freude für mich als Werkstattleiter, auch mit dieser zehnten Gruppe von Schreibwütigen arbeiten zu dürfen.

„Les ados parmi eux“ – so lautet eine Kapitelüberschrift, der Sie in einer der folgenden Geschichten begegnen werden. Wenn ich mit meinem bisschen Restfranzösisch nicht total danebenliege, dann heißt das in etwa: „Die Teenager unter sich“. Das könnte fast so etwas wie ein alternativer Name für „Die Schreibwütigen 2.4“ sein. Dass diese zehn Teenager mich als ergraute Version ihrer selbst in ihrer Runde akzeptiert und mir ihre Geschichten anvertraut haben, betrachte ich als hohe Auszeichnung.

Der Duden spuckt zum Stichwort „Teenager“ online unverlangt die Adjektive „hochgewachsen“, „flachbrüstig“ und „verdruckst“ aus, dazu die Substantive „Backfisch“ und „Babyspeck“. Es scheint kein ganz einfaches Dasein zu sein, diese Teenager-Existenz. Und wer sagt den Teenagern, dass das, was danach kommt, kaum einfacher wird? Und hätten wir noch Geschichten, hätten wir Bücher, Filme oder Theaterstücke, wenn das Leben einfach wäre? „Das Leben ist Kampf. Der Kampf ist die Handlung. Ohne Handlung kein Leben.“ So lautete die Maxime des russischen Schauspielers und Regisseurs Konstantin Stanislawski, dessen Anspruch es war, das Leben möglichst komprimiert und unverfälscht auf die Bühne zu bringen.

Stellen Sie sich also darauf ein, auf den folgenden Seiten den ein oder anderen dunklen Raum zu betreten und zu durchschreiten. Manchmal wartet am Ende ein Licht. Nicht zuletzt besteht ja die Faszination des Schreibens gerade darin, dass sich das zu Beschreibende nach und nach aus dem Dunkel schält und in Worten ans Licht tritt. Stellen Sie sich also ein auf Ängste und Träume, auf Hoffnungen und Enttäuschungen, auf Fluchten und Zufluchten. Dazu kommt natürlich „dieser ganze Liebeskram“, wie es in einer der Geschichten so schön heißt.

Unser Dank gilt einmal mehr dem Literaturhaus Villa Clementine und Katharina Dietl, dort zuständig für Literatur- und Leseförderung, die uns ein Zuhause geboten hat. Zuletzt, aber keinesfalls am wenigsten gedankt sei Ellen Benner, die bereits zum dritten Mal das Cover für unsere Textsammlung gestaltet und dafür wichtige Handlungselemente aus den folgenden Geschichten ins Bild gesetzt hat.

Alexander Pfeiffer, November 2024

Die Schreibwütigen 2.4 und ihre Geschichten:

Ellen Benner	- Perspektive	S. 2
Josephine Bunge	- Hundert Milligramm Herbstferien	S. 8
Sophie Galler	- Das Prinzesschen und der Waldschrat	S. 20
Paul Luca Ganschow	- Ein Leben im Schlingern	S. 39
Lilith Göbel	- Taubenkrumen	S. 47
	- Alpenerkenntnisse	S. 49
Sophia Elena Schulenberg Sarrazin	- Golden Boy	S. 56
Luna Seipel-Rotter	- Heather	S. 58

Titelillustration: Ellen Benner

PERSPEKTIVE

Der Wecker klingelt. Langsam öffne ich meine Augen, bevor ich sie wieder schließe für einen Moment. Der Wecker klingelt wieder, und dieses Mal stehe ich ohne Probleme auf. Ich strecke mich und laufe zur Dusche.

Warm plätschert das Wasser auf meinen Körper. Ich verlasse die Dusche wieder. Trockne mich ab, ziehe mich an, föhne meine Haare. Als ich das Badezimmer verlasse, begrüßt mich ein wunderbarer Geruch aus der Küche. Ein leichtes Lächeln bahnt sich seinen Weg auf mein Gesicht, und nachdem ich meine Morgenroutine vollendet habe, mache ich mich auf den Weg.

Wie ich es gedacht hatte, steht meine Frau vor dem Herd und brät Gemüse. Ich klopfe sanft an den Holzrahmen der Tür, um sie wissen zu lassen, dass ich da bin. Lächelnd strahlt sie mich an.

„Guten Morgen, Schatz!“, begrüße ich sie.

„Dir auch!“ Sie läuft zu mir und begrüßt mich mit einem Kuss auf die Wange.

„Und was riecht hier so gut?“, will ich wissen. Es sieht aus wie ein Omelett vielleicht, aber ich sehe keine Eier.

„Ich dachte nur, dass wir schon länger keine Sandwiches mehr hatten zum Frühstück, also habe ich mal welche vorbereitet“, meint sie mit einem belustigten Schulterzucken. „Ich kann ja nicht immer dein Lieblingsessen machen, irgendwann werden Zimtschnecken langweilig.“

„Für mich nicht. Aber immerhin, du bist es, die sie backt.“

Ich zwinkere ihr zu. Sie antwortet mit einem Grinsen und macht weiter. Ich komme nicht umhin, sie dabei zu beobachten. Lange blonde Haare, die wärmsten braunen Augen, die perfekte Figur. Sie ist wie für mich bestimmt.

Ein paar Minuten vergehen, bis wir gemeinsam im Wintergarten sitzen und unsere Sandwiches genießen. Ich schaue auf meine Armbanduhr und merke, dass ich mich auf den Weg zur Arbeit machen muss. Zum Glück bin ich schon fertig mit dem Essen, und meine Ehefrau auch.

Ich sitze in meinem Auto und mache mir einen Spaß daraus, meine Frau mit dem Aufheulen des Motors zu überraschen. Sie erschreckt sich erst, aber beginnt dann zu lachen. Es ist jedes Mal aufs Neue ein Spaß das zu tun, war es doch genau mein Auto, das sie so beeindruckt hat, dass sie mich das erste Mal angesprochen hat.

Ich bin so in Gedanken verloren, dass ich erst vor dem glasbedeckten Hochhaus merke, dass ich angekommen bin. Ich parke auf meinem eigenen Parkplatz und betrete das Gebäude. Dort werde ich von der Sekretärin begrüßt: „Hi Boss! Wie geht es Ihnen?“

Grinsend schüttele ich meinen Kopf, ihre gute Laune ist nie etwas anderes als ansteckend.

„Mir geht's gut. Und Ihnen?“

„Mir auch!“, antwortet sie.

Ein paar weitere meiner Angestellten laufen in einer Gruppe durch das Foyer. Sie giggeln, als sie mich sehen und laufen schneller weiter. Ich unterdrücke ein Lächeln, es ist jedes Mal das Gleiche.

Ich gehe in den Fahrstuhl und verlasse ihn wieder im 25. Stock, wo ich mein Büro betrete. Heute steht ein wichtiges Meeting an mit einem Leiter von einer der konkurrierenden Firmen und einer möglichen Investorin.

Das Meeting war ein enormer Erfolg. Wir haben nicht nur eine neue Investorin gewonnen, die mich sogar nach meiner Nummer gefragt hat, sondern ich hatte auch die Chance, einen nervigen Konkurrenten fertig zu machen.

Schneller als ich es heute Morgen gedacht hatte, ist der Tag vorbei und ich mache mich wieder auf den Weg zu meiner Villa und meiner Frau. Ich kann es kaum erwarten, ein schönes, von ihr selbst gekochtes Abendessen zu essen und dann noch einen tollen Abend mit ihr zu verbringen.

*

Die Farben sind besonders schön heute. Auch ein bisschen Khaki ist dabei heute, nicht nur Violett und Orange und Rot wie gestern. Ich spreize meine Flügel und mache mich auf den Weg, sie aus der Nähe zu betrachten.

Auch mein Bruder ist dort, sehe ich. Ich begrüße ihn, und er wünscht mir einen schönen Tag zurück, bevor er wieder weg ist. Er winkt mir nur noch zu.

Abgelenkt wende ich mich wieder den Farben zu. Das Rot ist jetzt Blau, und ich bin nicht sicher, was mir besser gefällt. Ich mag Rot, und ich mag auch Blau, aber nicht zusammen. Ehrlich gesagt, bin ich aber nicht ganz sicher. Ich kann mich nicht erinnern, jemals Blau neben Rot gesehen zu haben. Aber Orange mag ich, und das ist ja quasi Rot und Blau gleichzeitig.

Es schiebt sich ein bisschen mehr Orange in die Mitte. Ich mag es.

*

Das Erste, was ich merke, als ich aufwache ist, dass es seltsam warm ist neben mir. Vorsichtig blicke ich neben mich und bin geschockt, dort den letzten Menschen zu sehen, von dem ich es erwartet hätte.

Das Letzte, an das ich mich erinnere bei der Party gestern Abend ist, dass ich mit einer meiner Freundinnen getrunken habe. Dann habe ich mich mit ihm unterhalten, während ich weiter getrunken habe, und irgendwie muss das hier passiert sein. Shit. Na ja, okay. Einfach ignorieren.

Ich stehe auf und genieße erstmal nach einem Blick auf die Uhr eine lange Dusche. Als ich fertig bin mit all dem, stehe ich für ein paar Minuten nur an meinem Fenster und sehe hinaus auf den Eiffelturm, während ich meinen ersten Kaffee genieße. Kurz denke ich nach wie ich diese Situation lösen soll, bis ich entschlief, einfach meine Pläne für den Tag umzusetzen.

Ich weiß, dass er Gefühle für mich hat, aber was ich auch weiß ist, dass ich ihn nicht so sehe, sondern einen anderen liebe. Daher habe ich nie gedacht, dass sowas passieren könnte. Ihm hätte ich das auch nicht zugetraut, schließlich waren wir lange Jahre befreundet, aber wahrscheinlich hatte er eher mehr als weniger zu trinken gehabt als ich gestern Abend.

Kurzentschlossen schreibe ich eine kleine Nachricht an ihn auf einen Post-It Sticker und klebe den auf den Küchentisch. Er war oft genug bei mir zu Besuch, er weiß wie meine Kaffeemaschine funktioniert und wo er was zu essen findet.

Unbesorgt verlasse ich also das Haus und laufe ein paar Straßen weiter zu dem nahegelegenen Café. Es ist mein Lieblingscafé, und der Grund dafür fragt mich grade nach meiner Bestellung. Ich lächle ihn an und bestelle das Übliche. Er lächelt zurück und geht zurück an die Theke.

Bald darauf nippe ich an meinem Cappuccino und versuche nicht dabei bemerkt zu werden, wie ich ihn beobachte. Doch schon bald wird meine Ruhe auf die unschönste Art gestört: Mein bester Kindheitsfreund, neben dem ich heute Morgen erwacht war, stürmt in das in das Café und direkt auf mich zu.

Mit emotionsvollen Augen sieht er mich an: „Warum bist du einfach gegangen? Bedeutet dir das nichts?“

Shit. Ich hatte die Situation gestern wohl falsch gelesen. Hektisch antworte ich: „Es tut mir leid! Aber ich sehe dich nur als ein Freund. Aber wirklich, ich will dir nicht wehtun. Ich dachte nur, du wüsstest das.“

„Was?“ Fassungslos schaut er mich an, sprachlos. „Aber . . .“ Tränen bilden sich in seinen Augen. „Ich will nie wieder von dir hören! Wie kannst du mich so verletzen?“

Er sendet mir einen letzten traurigen Blick, bevor er das Café so stürmisch verlässt, wie er es betreten hat vor nur einigen Minuten. Hilflos sehe ich ihm hinterher. Aber ich meine, was ich gesagt habe. Ich dachte wirklich nicht, dass er der Situation solche Bedeutung beimessen würde. Auf einmal bekomme ich ein schlechtes Gewissen. Dabei ist es doch nicht mal meine Schuld, oder?

Auch ich fange nun an zu weinen. Ich hasse es, diese Seite von mir vor dem Mann, den ich liebe, zeigen zu müssen, aber ich kann wirklich nichts machen in diesem Moment. Ich kneife meine Augen zusammen, um weitere Tränen zu vermeiden.

Eine warme Hand auf meiner Schulter lässt mich hochschrecken. Doch als ich nach oben sehe, steht neben meinem Tisch kein anderer als mein Crush. Grüne Augen schauen auf mich herunter, voller Mitleid und Verständnis.

„Schhh“, tröstet er. Langsam streichelt seine Hand über meine Schulter. „Darf ich dich umarmen?“, fragt er mich, und ich würde am liebsten „JA“ schreien und ihm in die Arme springen, aber ich nicke nur und genieße es, wie er sich zu mir runterbeugt und seine starken Arme um mich legt.

Ich lege meinen Kopf auf seine Schulter, und auf einmal ist alles perfekt.

*

Ich komme von der Schule, und mir geht es nicht gut. Die anderen Kinder waren so laut, ich habe mich gar nicht konzentrieren können. Aber jetzt komme ich nach Hause, und ich weiß, Mama und Papa werden machen, dass es mir besser geht.

Ich komme an und klingele, weil einen eigenen Schlüssel darf ich noch nicht haben. Meine Mama macht die Tür auf.

„Na, Großer, wie war dein Tag?“, fragt sie.

Aber ich antworte nicht, ich umarme sie direkt. Sie macht so ein kleines Oh-Geräusch, das sie immer macht, wenn es mir nicht gut geht und umarmt mich zurück. Ich bin froh, dass sie da ist, aber sie ist nie weg und tut mir nie weh, deswegen weiß ich nur von der Schule, dass manche nur eine Mama oder einen Papa haben.

Ich lege meinen Schulranzen in die Ecke im Flur und gehe rein. Ich ziehe mir auch meine Schuhe und Jacke aus. Direkt geht es mir besser, jetzt, wo ich zuhause bin.

Mama begrüßt mich nochmal und fragt dasselbe nochmal. Jetzt kann ich auch wieder reden. Ich gucke zu ihr hoch und sage: „Hallo Mama! Mein Kopf tut ein bisschen weh, die anderen waren voll laut und nervig.“

„Oh, du Armer!“, sie streichelt mir durch die Haare. „Zum Glück habe ich ein superleckeres Mittagessen gekocht, dein Lieblingsessen.“

Ich grinse glücklich, alle Probleme vergessen. „Pommes mit Ketchup?!“

„Pommes mit Ketchup“, bestätigt sie.

Kaum, dass ich mir die Hände gewaschen habe, stürme ich schon in die Küche. Dort sitzt auch Papa schon am Tisch, sein Handy in der Hand, aber das legt er weg, sobald ich reinkomme.

„Na, hast du heute an alles gedacht? Mathesachen dabei gehabt?“, sagt er mit einem Lächeln.

„Hey, Papa, du bist so fies!“, beschwere ich mich, „Das war nur einmal!“

Das stimmt, gestern hatte ich meine Mathesachen zuhause vergessen, aber selbst als ich das Papa und Mama gesagt habe, sind sie nicht sauer geworden, sondern haben drüber gelacht.

Ich setze mich neben Papa hin und krieg von Mama das Essen auf den Teller gemacht. Genussvoll esse ich und unterhalte mich dabei mit Mama und Papa, meinen Lieblingsmenschen auf der ganzen Welt.

Hart klirren die Schwerter aneinander. Es fühlt sich an, als würde mein ganzer Arm vibrieren von dem Aufschlag, aber ich kämpfe weiter, fest entschlossen, meinem Meister nichts als mein Bestes zu geben. Schwer atmend führe ich einen Hieb gegen seine linke Seite, doch er pariert und schafft es so geschickt mich zu entwaffnen. Auch er atmet schwer und stützt sich mit seinen Armen auf seinen Beinen ab.

„Guter Kampf“, meint er schließlich nach einigen Momenten der Stille.

„Kann ich nur zustimmen“, gebe ich zurück.

Er schaut mich an: „Sieht aus, als müsste ich mir bald Sorgen über einen neuen Konkurrenten machen, heh.“

Er grinst, und ich grinse zurück mit einem Lachen: „Du weißt selbst, dass das noch Jahre dauern wird. Selbst wenn ich von außen gesehen auf deinem Level bin, du warst es immerhin, der mir alles beigebracht hat. Du durchschaust meine Techniken, als wären sie aus Glas.“

„Stimmt.“ Er nickt und hebt belustigt seine Mundwinkel, „Bei *dir* kann das wirklich noch dauern.“

„Hey, warum musst du das Dir so betonen?“, frage ich gespielt empört zurück.

Er lacht leicht. „Alles nur ein Spaß, du bist wahrscheinlich wirklich das größte Genie, mit dem ich je gesprochen habe. Ich habe noch nie gehört, dass jemand diese Technik so schnell meistern konnte wie du.“

„Ich fühle mich geehrt“, antworte ich mit einem sarkastischen Unterton, aber im Grunde meine ich es ernst.

„Deswegen“, setzt er fort, „habe ich beschlossen, deine Stärke auf die Probe zu stellen. Deine Aufgabe für die nächsten paar Wochen ist es, das antike Relikt mit mächtiger Magie aus der Höhle eines schrecklichen Monsters zu stehlen. Dieses Relikt sollst du mir bringen, und wenn du es schaffst, auch noch das Herz des Ungeheuers.“

Ich grinse und nicke, endlich was zu tun. „Kein Problem, das bringe ich dir, Meister.“

„Wir werden sehen“, meint er nur und verabschiedet mich.

Am nächsten Tag schon geht meine Reise los, in einer magischen Kutsche, die sich selbst lenkt. Ich steige ein und mache es mir innen bequem. Schon bald nach Anfang merke ich, wie mir die Augen zufallen, und ich erlaube es mir, für einige Zeit ein Schläfchen zu machen.

Ich wache erst wieder auf, als die Kutsche abrupt zum Halt kommt und ich laute Stimmen von außerhalb höre. Sofort ist meine Hand an meinem Schwertgriff, und für einen Moment höre ich zu, was die Stimmen sagen, um herauszufinden, was los ist. Doch was ich höre, ist nichts Gutes, denn scheinbar sind es Banditen, die mich zum Halt gezwungen haben.

„Verdammt“, murmle ich zu mir selbst.

Vorsichtig, um sie nicht durch die Fenster zu alarmieren, stehe ich auf und gehe zur Tür. Abrupt reiße ich diese auf und analysiere in Sekundenschnelle die Lage. Ungefähr 15 Räuber plus ein Anführer. Alle relativ schwach, außer dem Anführer.

Dazu noch ein ganzer Wagen voll mit Gefangenen am Wegesrand im Schatten der hohen Bäume des Waldes. Besonders eine Gefangene sticht heraus. Sie sieht aus wie eine Magierin, mit langen, fließenden Roben und einer Kapuze die tief über ihr Gesicht hängt. Fesseln graben tief in ihre Hand- und Fußgelenke, und ihr Zauberstab liegt außer Reichweite an einen Wagen gelehnt.

Das sieht nicht gut aus. Doch bevor ich den Gedankengang vollenden kann, stürmen die ersten Banditen auf mich zu. Schnell hebe ich mein Schwert und stürze mich in das Gefecht. Es sieht gut aus für mich, zunächst. Mit meiner Waffe besiege ich die Banditen, als seien sie aus Papier gebaut, und bald habe ich ein Drittel besiegt.

„Ist das alles, was ihr habt?“, provoziere ich, was vielleicht keine gute Idee ist, denn nun mischt sich auch der Anführer in den Kampf ein.

Und leider, er scheint ein wirklich guter Kämpfer zu sein. Schnell geht mir der Atem aus, als ich gegen eine überwältigende Anzahl an Banditen kämpfen muss. Für das Erste fokussiere ich mich darauf, die Handlanger des Anführers auszuschalten, damit ich mich danach nur noch auf diesen konzentrieren kann.

Nach einer unschätzbaren Zeit gelingt mir dies, auch wenn ich mir durch ein gewagtes Manöver eine leichte Wunde an meinem linken Oberarm zugezogen habe. Jetzt sind es nur noch ich und der Anführer, der mir mit hasserfüllten Augen in die Seele starrt.

„Das wirst du bereuen!“, verspricht er mir und eröffnet den finalen Kampf.

Ich fühle die Augen der erwachten Gefangenen auf mir, und in diesem Moment verspreche ich mir, dass ich sie retten werde, koste es, was es wolle.

Mit Feuer in meinen Augen fange auch ich nun an, mich in den Kampf hineinzusteigern. Ein rasanter Hieb auf die Schwachstellen des Gegners jagt den nächsten, und ich bin mir in diesem Moment nur zu bewusst, dass es in diesem Kampf um Leben und Tod geht. Doch nicht nur mein Leben steht hier auf der Kippe, deswegen packe ich mein Alles in einen letzten Angriff und warte ab, bis sich eine Lücke in der Verteidigung meines Gegenübers zeigt.

Lange muss ich nicht warten, und mein finaler Angriff erfolgt. Mit vollem Tempo schlitzt ihm mein Schwert erst das Bein auf und dann den Hals. Blut spritzt, und ich muss schrecklich und abscheulich aussehen in diesem Augenblick. Trotzdem beginnen die Gefangenen zu jubeln und zu klatschen. Ein breites, erleichtertes Lächeln ist zu sehen unter der Kapuze der Magierin. Stolz lächle ich, als ich blutüberströmt über der Leiche meines Gegners stehe.

*

Müll und Wasser. Wasser und Müll. Totes. Tote Bäume, tote Tiere, tote Menschen.

Wasser. Eine größere Landfläche. Auch tot. Überall liegen Müll und zerstörte Gebäude. Der Himmel ist grau.

Doch aus der Zerstörung, dem Chaos entwächst etwas. Wie ein Parasit, der von Leichen lebt. Der sich an ihrem Elend sattsieht und mit endlos emotionslosem, grauem Gesicht die Trümmer beobachtet.

Viel zu viele Augen. Aus ihnen dringt Licht, weiß, aber fast bläulich. Und grau. So viel Grau überall, in den Trümmern, im Himmel, überall.

Aber das Gebäude übertrifft sie alle. Es ist falsch, nichts hätte überleben sollen. Nichts hätte überleben *können*, aber wie Parasiten es tun, steht es noch immer seltsam unberührt über der Zerstörung. Es hat keine Türen, doch es brennt Licht im Inneren. Kalt, und nicht weniger hart als der Rest.

Würde man näher gehen, würde man sehen, dass das gesamte Gebäude aus Beton gebaut ist, doch mit einem seltsamen Glanz, der es auf Abstand vielleicht metallisch erscheinen lassen könnte. Die Fenster sind nicht weniger dick als die massiven Wände. Sie haben keine Griffe. Es ist ein Gefängnis.

Hinter den Fenstern, verschwommen durch das dicke Glas, ist etwas zu sehen. Es ist nicht genau erkennbar. Maschinen, vielleicht. Vielleicht auch Kabel, oder bunte Fäden einer Spinne, aber alle Spinnen sind tot.

Wäre man hinter dem Glas, würde man erkennen, dass es in der Tat Kabel sind. Sie sind an seltsame Apparate angeschlossen. Sie haben verschiedene Farben, und wie sie sich so durch das Gebäude spannen, wirken sie fast so, als würden sie pulsieren, als wären sie Adern und das Gebäude lebendig.

In der Mitte des Raumes steht eine Maschine. Ein Zylinder aus hart glänzendem Metall. Keine Löcher. Er grenzt an den Boden und die Decke. Wie eine Säule. Aber Metall. Und viel gefährlicher.

Ein Ende der Kabel steckt entweder in den Wänden oder in Apparaten. Doch das andere Ende steckt in etwas anderem. Man kann kaum erkennen, was es ist. Es ist etwas larvenartig

geformt, ungefähr zwei Meter lang. Die Unterseite ist aus lackiertem Metall gefertigt, die Oberseite aus reflektierendem Glas.

Und unter dem Glas liegen Menschen. Die Augen geschlossen, nackt. Jede der Personen hat einen eigenen Behälter. Kabel sind an ihre Köpfe angeschlossen und auch an den Rest des Körpers, aber an den Köpfen am meisten.

Würde sich ihr Brustkorb nicht regelmäßig heben und senken, könnte man denken, dass sie tot sind. Aber das sind sie nicht. Sie sind glücklich. Glücklich an einem unglücklichen Ort. Es ist seltsam.

Über den Kapseln der Menschen sind Kästen angebracht. Einer von ihnen sendet ein Signal. Es surrt, und etwas kommt. Näher und näher. Eine kurze Reflektion des künstlichen Lichts ist das Erste, das man sieht von ihm. Dann kommt der Rest in Sicht.

Es ist ein metallener Kasten auf kugelartigen Rädern. Er hat Arme, aber keine Augen. Dafür einen Sensor auf der Oberseite. Er macht keine Geräusche, außer einem leisen Surren und der Reibung der Räder auf dem Boden. Er sendet ein Signal.

Das Behältnis vor ihm öffnet sich. Ein alter Mann liegt darin. Seine Augen sind zu, aber er hat ein Lächeln im Gesicht. Er ist tot. Der Kasten ergreift ihn mit einem seiner künstlichen Arme. Er nimmt den Mann am Handgelenk und zieht ihn mühelos aus der Kapsel.

Er geht weg, mit dem Mann, zu einer Metalltür. Sie öffnet sich. Dahinter ist ein leerer Raum. Er hat nichts, außer einem Loch im Boden. Es ist mit Metall vertäfelt und sieht steril aus. Der Roboter fährt dicht daran, mit dem Mann, und wirft ihn hinunter.

Er dreht sich um und verlässt den Raum wieder, ohne den Mann. Er fährt durch die nächste Tür. Dahinter ist ein großer Raum, eine Halle fast, und er ist gefüllt mit seltsamen Regalen, oder vielleicht auch Ständern. Diese sind voll mit eigenartigen Metallgefäßen, die aussehen wie metallene Eimer.

Der Roboter nimmt einen, den vordersten hinunter. Er öffnet ihn, wie ein Glas, dem man den Deckel abschraubt. Eine Flüssigkeit ist darin und ein Baby an Kabeln und Schläuchen. Er nimmt es heraus und legt es in die Metallkiste, die seinen Körper bildet.

Er fährt den ganzen Weg zurück. Auf dem Weg kommt ihm ein anderer Roboter entgegen. Dieser hat Putzsachen bei sich, Lappen, Eimer und verschiedene Flaschen. Sie fahren stumm aneinander vorbei.

Der Kasten-Roboter ist wieder im ersten Raum. Er geht zurück an die Kapsel des alten Mannes. Es riecht sauber, und alles sieht frisch geputzt aus. Der Roboter legt das Kind in die Kapsel und schließt unzählige Kabel und Schläuche an. Auch eine Art von Netz legt er über den Kopf des Kindes. Er geht wieder. Er hat getan, was er tun musste.

Im Inneren der Kapsel gibt das Baby fröhliche Geräusche von sich. Es hat eine perfekte Kindheit. Es wächst auf zu einem großen Erwachsenen, Perfektion in jeder Hinsicht, während sein Körper in der Kapsel altert. Aber es hat seine eigene Realität. Für es gab es nie etwas anderes.

HUNDERT MILLIGRAMM HERBSTFERIEN

„Name!“

„Tyler.“

„Weiter!“

„Swift.“

Es war nicht lustig gemeint. Eigentlich wollte ich nur nicht meinen echten Nachnamen einfach so preisgeben, und da war mir scheinbar das Nahgelegenste herausgerutscht. Der Polizist vor mir hob den Blick von seinem Notizblock und schaute mich an.

„Verarschen kann ich mich selbst.“ Er senkte den Blick wieder. „Name!“

„Kruse. Tyler Kruse.“ Ich unterdrückte ein Seufzen.

„Also gut, Tyler Kruse. Du hast Glück. Du hast einen netten Kerl erwischt. Fehler passieren. Nochmal hundert Milligramm in der Tasche“, er wedelte mit dem kleinen Plastiktütchen in seiner rechten Hand, „und du wirst mitgenommen, verstanden?“

Ich nickte.

„Na dann.“ Er verpackte Notizblock, Stift und den neu dazugewonnen Beutel an Ort und Stelle seiner Uniform und fuhr fort: „Halt die Ohren steif, und ich habe was gut bei dir!“

Anscheinend freundschaftlich gemeint klopfte er mir auf die Schulter, während ich nur gequält lächeln konnte. Dann drehte der Polizist sich um und ging zu seinen Kollegen, die ein paar Meter weiter an einem Einsatzwagen lehnten. Erleichtert und überrascht, dass ich nochmal davongekommen war, machte ich ebenfalls kehrt und bog zügig um den nächsten Häuserblock ab.

Ich hatte ja keine Ahnung, denn von da an begann die ganze Scheiße mit dem Bullen, meiner Clique und dem Hamburger Drogenclan.

Zuerst allerdings musste ich Jasper erklären, was mit seinen hundert Milligramm Cannabis geschehen war.

*

Schon von Weitem hörte ich das Gelächter und Krakeelen meiner Freunde. Seitdem ich denken konnte, trafen wir uns bei der abgelegenen Parkanlage, die von unseren Wohnblocks eingeschlossen wurde. Die Grünfläche war wie ein Labyrinth, das sich durch die aufragenden, grauen Gebäude schlängelte und ab und an in einen Spielplatz oder Hauseingang mündete. Kim, Arian und Colin saßen zusammengequetscht auf einer Parkbank und blickten zu Jasper, der vor ihnen wie wild gestikulierte, und anscheinend wieder einmal etwas Weltbewegendes zu berichten hatte.

Jasper kam jede Woche mit irgendetwas Neuem an. Der ganze Rapper-Kram hielt sich aber am Längsten. Vor ein paar Tagen hatte ein Gespräch stattgefunden, das ungefähr so ablief: „Wartet nur ab, nicht mehr lange, und ihr werdet mich auf jedem Banner der Stadt sehen!“

„Ja genau, weißt du, wie viele das schaffen? One out of a million?“, erwiderte Colin.

„Wer sagt, dass ich nicht der *Eine* von Millionen bin?“

„Die Wahrscheinlichkeitsrechnung.“

Ich verschluckte mich an meinem Red Bull, während Arian dem eingeschnappten Jasper lachend auf den Rücken klopfte.

„Haha, wie witzig. Wenigstens tue ich schon was dafür. Bin nämlich bereits im Business drin.“

„Wie jetzt?“ Kim zog eine Augenbraue hoch.

„Vertrag bei ‘nem Label, oder was?“, hakte jetzt auch ich nach.

„Ne, nicht so Kinderkram, Mann.“ Achselzuckend gab Jasper bekannt: „Bin bei Tobago eingestiegen.“

Eine kurze Pause entstand.

„Laber nicht.“ Fassungslos blickte ich Jasper an.

„Tue ich nicht“, erwiderte der grinsend. „Muss heute auch schon die erste Lieferung machen.“

„Sag mal, bist du noch ganz dicht? Du bist bei der Mafia eingestiegen und vertickst jetzt Drogen?“, fragte Kim.

„Warte, warte.“ Colin erwachte aus seiner Schockstarre. „Du machst das, um Rapper zu werden? Du dealst, um Rapper zu werden?“

„Scheiße, Jasper“, fasste Arian die Situation zusammen.

„Was denn? Außerdem kann ich einen Ferienjob gut gebrauchen. Deshalb, sagt hallo und freut euch! Ich bin eure erste Dealer-Bekanntschaft.“ Er drehte sich einmal im Kreis. „Ihr könnt euch geehrt fühlen.“

Kopfschüttelnd betrachtete ich den Dummkopf, den ich zu meinen Freunden zählte.

Und weil Jasper typischerweise mal dies und das hatte, dann wieder jenes zeitlich nicht schaffen konnte, hatte er mich gefragt, ob ich ihm aushelfen könnte und mir kurzerhand den Beutel zugesteckt, um ihn danach wieder abzuholen. Der war aber jetzt natürlich weg.

Als ich nun auf meine Freunde zuing, wappnete ich mich für die Reaktionen, die kommen würden, wenn ich ihnen erzählte, wo der Stoff jetzt war.

„Du hast was?“ Entgeistert sah Jasper mich an.

„Was eine Scheiße. Und der hat dich wirklich einfach so laufen lassen?“, fragte Arian mich.

„Na offensichtlich“, kam Colin mir zuvor.

„Ja, hat einen auf superfreundlich gemacht. Als wären wir auf Bro-Basis oder sowas“, ignorierte ich Colin und setzte mich auf eine kleine gepflasterte Mauer.

„Er hat aber trotzdem das Weed mitgenommen!“, schrie jetzt wieder Jasper auf. „Wie soll ich das jetzt wiederbekommen? Bei den Bullen anklopfen und höflich nachfragen, oder was?“

„Das ist aber wirklich Karma, dass die dich genau dann anhalten, als du Jaspers Drogen dabei hast“, stellte Kim fest.

„Bis wann musst du die den verkauft haben?“, wandte sich Colin an Jasper, der wiederum mit leerem Blick in eine andere Richtung starrte.

„Ich werde sterben“, flüsterte er. „Tobago wird merken, dass ich den Beutel nicht verkauft habe und das Geld dementsprechend nicht habe. Sie werden mich foltern und quälen und verprügeln und . . .“

„Jetzt mach mal halblang, ja? Du guckst zu viele Filme“, unterbrach Kim ihn.

„Ach ja? *Ach ja?* Meinst du, die trösten mich, kann ja mal passieren, dass man ‘ne Lieferung verliert, kein Ding, jeder verdient eine zweite Chance. Nee, das kann mir keiner von euch erzählen.“

Zähneknirschend sah ich Jasper an. Ich hatte ihn in die Scheiße geritten. Auch wenn er sich den Job ausgesucht hatte, verdammt. Sein Pot, seine Verantwortung. Trotzdem merkte ich, wie sich ein Gefühl von Scham in mir ausbreitete.

Jasper hatte sich eine Zigarette angesteckt und inhalierte nun mit leicht zitternden Händen. Seine braunen Augen huschten hin und her, wobei sie kein wirkliches Ziel anzupeilen schienen. Ich wollte irgendeine gute Idee vorschlagen, was wir jetzt tun könnten, doch mir fiel spontan nichts ein. Dadurch fühlte ich mich noch miserabler. Nicht nur Problembeschaffer, sondern zusätzlich noch nichts Hilfreiches anzubieten.

„Jetzt guck nicht so, ja? Meine Güte, ich werde dich schon nicht anprangern bei denen. Sonst würde ja herauskommen, dass ich meine Lieferung an irgendeinen Vollidioten abgegeben habe. Noch schlimmer, als einfach nur von den Cops erwischt zu werden.“

Ich nickte knapp.

„Ich helfe dir natürlich, dass wieder gerade zu biegen.“

Jasper warf mir einen Blick zu und hob seine Mundwinkel minimal nach oben.

„Wir sind auch dabei, oder? Brauchst du denn das Gras oder das Geld?“, ging Kim die Sache fachmännisch an.

„Ja, also entweder illegal Stoff besorgen oder die nächste Bank ausrauben, warum nicht“, schnaubte Colin.

„Was ist denn, wenn wir ein bisschen was zusammenlegen?“, warf Arian ein.

Jasper schüttelte darauf den Kopf. „Das wird wahrscheinlich nicht reichen, wenn ich richtig liege mit dem, was ihr in den Taschen habt.“ Er schmunzelte, wurde aber sofort wieder ernst. „Also ich glaube, es ist besser, wenn es wirklich Geld ist und kein Stoff. Entweder kratzen wir das irgendwie zusammen oder . . . keine Ahnung, wir verkaufen irgendwas.“

Schweigen. Man hörte nur das Klimpern von Kims Armbändern, während sie ein rotbraunes Blatt in ihren Händen zerriss.

„Na, das hört sich doch mal nach einem konstruktiven Plan an“, sagte Colin.

„Colin!“

„Alter, ernsthaft?“

„Musste das jetzt sein?“

„Okay, okay. Entschuldigung!“

Trotzdem blickten wir jetzt alle in Jaspers Richtung. Wir hatten nämlich wirklich keinen Plan.

„Ich muss los. Man sieht sich.“ Jasper trat seine Zigarette aus, nickte in die Runde und ging mit zügigen Schritten davon.

„Was sagt man dazu?“ Colin hatte die Arme in die Seiten gestemmt und zuckte nun mit den Schultern. „Wenn der Chef sich aus dem Staub macht, kann’s ja nicht so wichtig sein. Bis dann“, sagte er und verschwand ebenfalls.

„Tut mir leid. Ich muss auch los, aber wir treffen uns morgen wieder. Vielleicht hilft’s, mal drüber zu schlafen“, verabschiedete sich kurz darauf auch Kim.

Arian und ich blieben sitzen. Wir wohnten direkt nebeneinander, derselbe Block, dasselbe Haus, die gleiche Etage, direkt gegenüber. Schon seitdem wir in die Grundschule gingen. Keiner von uns machte Anstalten, aufzubrechen.

„Alles gut?“

Ich seufzte. „Meinst du, er ist sehr sauer auf mich?“

„Ich kann Jasper immer noch nicht einschätzen, glaub mir.“

Ich erhob mich von der Mauer.

„Naja, bringt ja nichts, jetzt hier Wurzeln zu schlagen. Willst du noch mit zu mir kommen oder . . .?“ Ich ließ die Frage ins Leere laufen, doch Arian schüttelte nur den Kopf.

„Nee, alles okay. Im Moment läuft’s eigentlich ganz gut.“

Ich nickte und wir steuerten beide in Richtung zuhause. Vor unseren Wohnungen angekommen, verabschiedeten wir uns.

„Du weißt ja, wenn’s zwischen deinen Eltern kracht, kannst du immer zu uns kommen.“

„Ja, danke“, meinte Arian und verschwand hinter seiner Wohnungstür.

*

Ich hatte die Nacht nicht gut schlafen können und war weiterhin mit dem Gedanken beschäftigt gewesen, eine einfache Lösung zu finden. Doch es fand sich irgendwie nichts. Erst später am Tag hatten Colin, Kim und Jasper wieder Zeit, deshalb verbrachte ich den Vormittag mit Arian. Wir waren in der Altstadt umhergestreift, bevor wir uns bei Lidl Chips und Getränke gekauft hatten und nun auf dem Klettergerüst eines Spielplatzes nahe unserer Häuserblocks saßen. Eigentlich wurde der Spielplatz gar nicht mehr von Kindern genutzt, sondern irgendwelche Ju-

gendlichen hingen auf den Schaukeln, der Rutsche oder wie wir auf dem Klettergerüst ab. Auch heute tummelten sich Jungs und Mädchen in unserem Alter hier, und wir beobachteten das Treiben von oben.

„Der Hamburger Drogenclan, ich fasse es nicht. Jasper ist manchmal dumm, aber sowas . . .“, meinte Arian.

„Ich glaube echt, das liegt in seiner Natur“, antwortete ich. „Wenn man Jasper in einen Raum sperrt, fängt er Stress mit sich selbst an.“

„Na, dann hoffen wir mal, dass er nicht irgendwann eingelocht wird. Und du übrigens auch nicht.“

„Ich bitte dich.“

Arian zog eine Augenbraue hoch.

„Ich hatte das Gras nur dabei, weil Jasper was erledigen musste. Er wollte es danach direkt wieder abholen. Scheiß Ferienjob.“

Als wir aufbrechen wollten und vom Gerüst herunterkletterten, kam gerade eine Truppe Polizisten auf den Spielplatz und versperrte das kleine Tor, was als Ausgang und Eingang diente.

„Schau mal, deine Freunde und Helfer da drüben. Schmeiß schnell dein Dope weg.“

„Witzig.“

Kontrollen kamen hier nicht selten vor, allerdings war ich nicht scharf auf tägliches Aufeinandertreffen mit der Polizei. Ein Mann und eine Frau lösten sich aus der Gruppe, kamen jetzt auf uns zu und fragten nach Ausweisen. Während wir abgetastet wurden, blickte ich zu den zwei anderen Bullen, die am Eingang stehengeblieben waren und die gleiche Routine bei zwei Mädchen durchführten.

Ich erkannte ihn wieder. Er war nicht besonders groß, vielleicht sogar kleiner als ich. Was komisch war, er hatte stechend braune Augen, obwohl ich das bisher nur zur Beschreibung von blauen gehört hatte. Er schien mich nicht bemerkt zu haben, zog an einer E-Zigarette und unterhielt sich mit seinem Kollegen, nachdem die zwei Mädchen gegangen waren. Ich wandte den Blick wieder ab.

„Danke, ihr könnt gehen“, meinte die Polizistin vor uns.

Arian setzte sich in Bewegung Richtung Ausgang, und ich folgte ihm, bemüht, nicht direkt an den zwei Polizisten vorbeizulaufen. Ich hatte ehrlicherweise keine Lust, dem Typen wieder zu begegnen, der mich gestern mit Drogen erwischt hatte. Arian war bereits durch das Tor gegangen, doch bevor ich ebenfalls draußen war, hörte ich eine Stimme.

„Tyler Swift.“

Ich blieb stehen und rieb mir die Schläfen. Das konnte lustig werden. Dann drehte ich mich um. Das Erste, was ich sah, war sein dämliches Grinsen. Das Zweite sein Namensschild, welches mir gestern nicht aufgefallen war: L. Scheffler.

„Komm, hau ab“, sagte er zu Arian, der anscheinend hinter mir stehen geblieben war. „Ich habe gesagt, du sollst dich verpissen“, wiederholte Scheffler, als mein Freund zögerte. Nach einer kurzen Pause hörte ich seine Schritte auf dem Kies, die sich von uns entfernten. Scheffler kam auf mich zu, und ich bemühte mich, nicht unwillkürlich, einen Schritt nach hinten zu gehen.

„So schnell sieht man sich wieder, was?“, sagte er

Ich antwortete nicht.

„Und wie es der Zufall will, kann ich gerade jemanden aus dem Drogenmilieu gebrauchen.“ Verdutzt schaute ich ihn an. „Ich bin aber nicht im Drogengeschäft drin“, erklärte ich etwas unbeholfen, merkte allerdings schnell, wie bescheuert und einfallslos das klang.

Scheffler zog an seiner E-Zigarette und trat nochmals ein Stück näher. „Hör mal zu, Kleiner, ich habe dich mit der Standardlieferung von Tobago erwischt, meine Kollegen können ‘s bezeugen.“

Er wies mit einer kurzen Kopfbewegung hinter sich, wo die anderen drei Polizisten standen. Mehrere Meter entfernt und alle gefühlt in andere Richtungen schauend. Die Polizei, dein Freund und Helfer, dass ich nicht lache.

Ich öffnete den Mund, um zu widersprechen, schloss ihn dann aber wieder. Zu sagen, dass die Drogen nicht von mir waren, würde mir mein Gegenüber sowieso nicht glauben, und Jasper mit reinzuziehen und auszuliefern, ging auch nicht.

„Na und? Was willst du dann?“, fragte ich stattdessen.

„Einen Gefallen. Ich habe doch noch was gut bei dir“, erwiderte Scheffler.

Jetzt sah ich ihn entgeistert an. Darum ging es? Um ein daher gesagtes „Ich hab’ was gut bei dir“?

„Ähm“, brachte ich hervor, doch Scheffler ließ nicht lange auf sich warten.

„Ich brauche Namen. Meine Einheit und ich haben es nicht leicht, auf der Straße dauernd kleine Fische zu fangen. Die Hintermänner kommen immer davon. Da wäre es doch einmal schön, so ein nettes, kleines, illegales, Drogennest hochzunehmen und ein paar Tobago-Leute einzukassieren. Und für den allerersten Schritt kommst du ins Spiel.“ Seine E-Zigarette richtete sich auf meine Brust. „Ich will Namen und einen Ort.“ Er lehnte sich vor, um mir eine komplette Ladung Rauch ins Gesicht zu pusten. Er roch nach Maracuja. „Sonst nehme ich dich doch noch mit.“

Ich war noch immer ein kleines bisschen fassungslos, allerdings wurde ich allmählich wütend. Wie der sich hier aufführte und mit seiner Vape Reden schwang. Am liebsten hätte ich sie genommen, auf den Boden geschmettert, wäre drauf rumgesprungen und gegangen. Überschwänglich wie ich war, packte ich ihn kurzerhand am Arm, als er sich bereits wendete, um zu gehen.

„Was soll der Scheiß Mann? Ich . . .“ Ich verrate niemanden, wollte ich eigentlich sagen, doch kam nicht dazu, denn Scheffler reagierte überraschend schnell, packte meinen Arm und drehte ihn mir auf den Rücken.

„Jetzt hör mal zu, du Armleuchter. Du besorgst mir Informationen, sonst mache ich dir das Leben zur Hölle. Hast du das verstanden?“

„Ja“, sagte ich durch zusammengepresste Zähne.

„Wie bitte? Ich konnte dich nicht hören.“

„Verstanden“, zischte ich jetzt lauter.

Er ließ mich los, zog wieder an seiner Zigarette und ging. Die anderen Polizisten folgten ihm. Ich schüttelte meinen Arm aus und spuckte auf den Boden.

„Arschloch“, murmelte ich.

Arian wartete bei unserem Hauseingang und blickte besorgt zu mir, als ich auf ihn zulief.

„War das der von gestern?“

„Ja.“

„Und? Was wollte er?“

„Stress machen, kein Plan. A.C.A.B. halt.“ Ich erwartete, dass Arian nachhakte, doch das tat er nicht.

„Lass uns zu den anderen gehen“, sagte er stattdessen.

*

Nach langem Grübeln entschied ich mich für die meiner Meinung nach beste Lösung: es einfach zu ignorieren. Deshalb erzählte ich auch keinem meiner Freunde von dem Aufeinandertreffen oder der Drohung. Arian tat mir den Gefallen, ebenfalls nichts dazu zu sagen, auch wenn ich wusste, dass es ihm schwerfiel. Generell vermieden wir das Thema „Cannabis von Jasper wiederbeschaffen“ komplett.

Wir hatten uns an einer Stelle an der Elbe niedergelassen, die von den belebten Hauptplätzen abgeschottet war. Neben der Parkanlage bei unseren Häuserblocks ein weiterer beliebter Treff-

punkt von uns. Colin saß über ein Geschichtsbuch gebeugt und machte sich Notizen auf einem Blatt.

„Sag bloß, du machst gerade Schulkrum“, sprach ich ihn darauf an.

Colin war der Einzige, der Schule noch ernst nahm. Jasper, Arian und ich schlugen uns mit Mühe und Not durch und schauten uns, mehr oder weniger, nach Alternativen um. Kim hatte bereits eine Ausbildung angefangen.

„Ich will Geschichte vielleicht ins Abi einbringen. Da muss also was Gutes bei rumkommen“, erwiderte Colin.

„Brauchst du das alles überhaupt? Die krassen Noten? Für deine Zukunft?“, fragte Kim.

„Wenn ich was Bestimmtes studieren will, ja.“

Bei dem Wort „Studieren“ schüttelte Jasper verständnislos den Kopf.

„Wie läuft denn deine Rapper-Karriere?“, fragte Colin eingeschnappt.

„Mäßig.“

„Mhm, dachte ich mir.“

*

Die nächsten Tage war tote Hose. Jasper hatte uns gegenüber nichts mehr erwähnt, dass er einen Ersatz für das Cannabis oder das Geld brauchte. Gezwungenermaßen hatte ich viel Zeit mit Familienunternehmungen und entfernten Verwandten verbringen müssen und die ganze Sache fast vergessen. Oder eher verdrängt.

Donnerstagmittag wurde ich aus dem Bett geklingelt.

„Ja?“, murmelte ich in mein Handy.

„Tyler? Kannst du mal kommen? Es gibt ein Problem, bitte. Lohmühlenstraße.“

Aufgelegt. Ihre Stimme klang angespannt und nervös. Ich redete mir zuerst ein, dass nichts Ernstes sein würde, dann ließ ich meinen Kopf aufs Kissen fallen, fluchte und stand auf.

Ich hatte mir einen halben Müsliriegel in den Mund geschoben und machte mich auf den Weg in die Lohmühlenstraße. Mit meinen Kopfhörern auf den Ohren und einer Playlist auf voller Lautstärke verfiel ich in einen gleichmäßigen Laufschrift.

Das Kopfsteinpflaster glitzerte in der Herbstsonne, und es war reger Betrieb auf den Straßen. Viele Leute, die einen freien Tag genossen, aber auch eindeutig identifizierbare Touristen, welche perplex auf ihr Handy starrten oder (die ältere Generation) auf ihre Stadtpläne. Das Hupen der Schiffe begleitete mich, bis ich von den Kanälen weg in eine Wohnsiedlung vordrang.

Als ich Leonie erblickte, legte ich mir meine Worte für einen ordentlichen Anschiss zurecht, doch dann stockte ich. Leonie war nicht allein. Langsam zog ich mir die Kopfhörer herunter. Sie stand neben ihren Freundinnen, was nicht das Problem war. Das Problem waren die, die sich vor ihnen aufgebaut hatten. Fluchend joggte ich zu ihnen herüber und schob mich neben meine Schwester. Sie schaute erleichtert zu mir herauf.

„Und du bist?“, fragte die Polizistin vor uns.

Ich wandte mich ihr zu, um zu antworten, doch hielt inne. Sie kam mir wage bekannt vor.

„Das ist mein Bruder Tyler“, sagte Leonie an meiner Stelle. Und dann an mich gewandt: „Wir haben nur ein bisschen Quatsch gemacht, Klingelstreich und so. Dann sind sie plötzlich aufgetaucht.“

Ich hörte nur noch mit halbem Ohr zu. Die Frau vor uns war die vom Spielplatz gestern, die in derselben Truppe wie Scheffler war. Ich schaute mich um. Heißt das, er ist auch . . .? Fuck. Schnell senkte ich den Blick wieder, doch es gab keinen Zweifel, dass auch er mich entdeckt hatte.

„Hören Sie, meine Schwester wollte wirklich nichts Böses. Wir müssen nur schnell nach Hause. Ein Notfall.“

Es war zu spät. Scheffler platzierte sich neben seine Kollegin und hakte die Hände in seiner Polizeiweste ein.

„Alles in Ordnung hier?“

„Ja, natürlich.“

„Kontaktdaten?“

Die Polizistin schaute Scheffler ein wenig verwundert an, sagte aber schließlich: „Leonie Kruse. Und ihr Bruder ist gerade zu uns gestoßen. Er meint, es gibt einen Notfall und sie müssen schnell nach Hause.“

Was eine Scheiße. Aus meinem Augenwinkel bemerkte ich, wie Leonie mich besorgt musterte.

„Sowas aber auch“, kommentierte Scheffler nun die Aussage seiner Kollegin. „Wo wohnt ihr denn? Dann können wir eine Streife vorbei schicken, die nach dem Rechten schaut.“

Ich weiß nicht, ob nur ich es merkte, doch der sarkastische Unterton verursachte den Drang in mir, ihm eine reinzuhauen oder zu kotzen.

„Nicht so ein Notfall. Ist privat“, gab ich zerknirscht von mir.

Meine Adresse bekam dieser Hurensohn nicht auch noch. Selbstgefällig schaute er zu mir, bevor er sich an die Polizistin wandte, die augenscheinlich merkte, dass irgendetwas im Busch war.

„Ich übernehme sie. Bleibst du kurz beim Bruder, dass der kein Krawall macht?“

Bevor ich checken konnte, was für ein Psychospiel Scheffler einleitete, bedeutete er meiner Schwester mitzukommen und griff ihren Arm, um sie ein paar Meter außer Hörweite zu führen. Es reichte aus.

„Fass sie nicht an, du Wichser!“ Ich wollte vorstürmen, doch die Polizistin blockierte mir den Weg.

„Hey, ganz ruhig. Mein Kollege wird ihr nur ein paar weitere Fragen stellen, okay?“

Ich schnaubte, trat aber ein paar Schritte zurück und setzte mich kurzerhand auf einen flachen Poller. Scheffler hatte seinen Notizblock herausgeholt und schaute meine Schwester durchdringend an. Ruckartig erhob ich mich wieder und begann, auf und abzulaufen. Hin und wieder blickte ich zu den beiden hinüber. Verstehen konnte ich nichts. Ich blieb stehen. Die Polizistin beobachtete mich genau. Sie musste mich eigentlich erkannt haben. Ich warf einen Blick auf ihr Namensschild: V. Köhler.

„Bekommt meine Schwester Ärger? Was ist überhaupt genau passiert, Frau Köhler?“, versuchte ich ein Gespräch einzuleiten, doch sie antwortete nicht. Deshalb versuchte ich es anders. „Haben Sie das vor ein paar Tagen mitbekommen? Auf dem Spielplatz?“

Natürlich hatte sie das, doch sie antwortete wieder nicht. Ihr Gesichtsausdruck allerdings veränderte sich minimal.

Ich legte nach. „Sie können mir nicht erzählen, dass das regelkonform war. Oder berechtigt.“

Ich bemühte mich, um den unschuldigen Blick eines Opfers. Sie setzte an, etwas zu sagen, doch in diesem Moment kam Scheffler mit meiner Schwester zurück, und die Polizistin verstummte.

„Alles geklärt. Ihr könnt abziehen.“

Er gab meiner Schwester eine Visitenkarte, sagte aber an mich gewandt: „Morgen.“

Ich riss die Karte an mich, bevor Leonie sie einstecken konnte, dann ergriff ich sie am Arm und machte, dass wir wegkamen.

„Tyler. Was war das?“ Meine Schwester wollte stehen bleiben, doch ich zog sie einfach weiter.

„Nicht hier. Hast du ihnen unsere Adresse gesagt?“

„Ja, der Polizist hat danach gefragt.“

Schweigend setzten wir unseren Weg fort. Ich blickte mich ein paar Mal um, doch niemand schien uns zu folgen.

In unserem Treppenaufgang angekommen, stellte sich Leonie mir in den Weg und verschränkte die Arme. Ich kam wohl doch nicht ohne Erklärung davon.

„Hör auf, so vorwurfsvoll zu gucken.“

„Muss ich mir um meinen großen Bruder Sorgen machen? Scheiße, Tyler. Hast du Stress mit der Polizei? Hast du irgendetwas Illegales am Laufen?“ Sie klang eher wie unsere Mutter, nicht wie ein vierzehnjähriges Mädchen.

„Nein. Also ja. Ach, kein Plan, Mann.“

Sie zog die Augenbrauen hoch.

„Ich regele das. Versprochen.“

„Mach das, sonst muss ich Mama und Papa Bescheid sagen.“

„Das machst du nicht.“

„Oh doch, das mache ich!“

„Krieg’ mal deinen eigenen Kram geregelt, ja? Klingelstreich! Du bist doch keine fünf mehr. Das würde übrigens auch herauskommen, wenn du Mama und Papa irgendetwas petzt.“

„Ja. Aber wenn ich merke, dass du so tief im Mist drinsteckst, dann ist mir das egal.“

„Leonie.“

„Was?“

„Hör auf, eine fürsorgliche Schwester zu sein.“

*

Ich berichtete meinen Freunden, was vorgefallen war. Das erste, zweite und dritte Mal, als ich Scheffler begegnet war.

„Das darf der nicht machen“, meinte Colin.

„Ja, ach nee. So weit war ich auch schon.“

„Und warum hast du nicht direkt Jasper nach Namen von Tobago gefragt? Dann wäre es doch erledigt gewesen.“

„Das konnte ich doch nicht machen. Erstens bin ich mir relativ sicher, dass Jasper mir keine Namen genannt hätte, und zweitens wäre das doch zu auffällig: Jasper als Neuzugang verliert das Gras und ein paar Tage später klopft die Polizei an. Da wäre der Verdacht ja direkt auf ihn gefallen.“

„Und was hast du jetzt vor? Ich meine, nichts zu machen ist jetzt keine Option mehr, nach dem ganzen Mist. Der scheint ja bisschen Psycho zu sein.“

Ich seufzte. „Tja. Ich muss Jasper fragen, ob der eine Idee hat. Er ist die einzige Verbindung zu den Drogentypen.“

„Wo bleibt der eigentlich?“

„Keine Ahnung, er hat die Nachrichten nicht gelesen. War auch lange nicht online.“

Wir warteten. Jasper tauchte nicht auf. Wir wurden zunehmend unruhiger. Doch er kam nicht.

*

Ich machte mich auf den Weg nach Hause und ließ es bei Jasper dauerklingeln. Was, wenn ihm etwas passiert war? Wenn Tobago bereits aufgefallen war, dass die Drogen fehlten?

Plötzlich hörte ich ein Geräusch hinter mir und blieb stehen. Es war so schnell verschwunden, wie es gekommen war, nur das Tuten von meinem Handy konnte ich hören. Trotzdem wagte ich es nicht, mich umzudrehen und warf daher nur einen kurzen Blick über die Schulter, ehe ich weiterlief. Es hatte nichts gebracht. Ich hatte nichts erkennen können, es war bereits zu dunkel.

Ich lief schneller. Nochmal umdrehen oder anfangen, ganz zu rennen? Ich machte die Taschenlampe auf meinem Handy an und legte bei Jasper auf, damit das Tuten verstummte. Stille.

Ich atmete tief durch, blieb ruckartig stehen und drehte mich um, das Handylicht nach vorne gerichtet. Da war nichts. Nur der verlassene Weg, den ich entlangkommen war.

Ich hatte gerade angesetzt meine ganze Anspannung auszuatmen, als ich von hinten gepackt und in einen Hauseingang gezerrt wurde. Ich wehrte mich, trat um mich. Die andere Person versuchte, mich zu beschwichtigen. Scheffler?

Ich schaffte es mich loszureißen, während eine wohlbekannte Stimme fragte: „Wer ist Scheffler?“

Anscheinend hatte ich den Namen laut gesagt. Endlich gelang es mir, mein angebliebenes Handylicht hochzuhalten. Direkt in das Gesicht von Jasper.

„Jasper? Verdammt, warum gehst du nicht an dein Handy, du Arschloch!“

Ich versetzte ihm einen Stoß, der nur halb so stark war, wie ich es gewollt hatte, da ich immer noch nach Luft rang.

„Tyler. Ich habe Scheiße gebaut. Totale Katastrophe. Ich habe gelogen. Wenn die das rausfinden! Und Trinidad erst!“

„Was laberst du? Jetzt mal ganz langsam. Was ist passiert?“

„Ich musste heute das Geld abgeben, sie haben es gezählt und gemerkt, dass was fehlt. Und haben mich dann natürlich gefragt, wo das abgeblieben ist.“

„Ja und? Was hast du gesagt?“ Ich musterte ihn schnell von oben bis unten, doch er schien keine Verletzungen zu haben.

„Ich habe gesagt, dass ich überfallen wurde. Von einem Typen von Trinidad. Mir ist spontan nichts Besseres eingefallen, und ich hatte verdammt Schiss. Jetzt sind sie erstmal wütend auf Trinidad, und ich bin aus dem Schneider. Aber wenn die herausfinden, dass ich gelogen hab, dann habe ich unabsichtlich Stress zwischen denen verursacht und die killen mich! Beide!“

„Wer ist Trinidad?“

Jasper blinzelte. „Hä?“

„Wer ist Trinidad?“, wiederholte ich.

„Das ist der andere Drogenclan in Hamburg! Digga!“

„Ach so, ach so, ja, wusste ich nicht, meine Güte. Das heißt, du hast jetzt Stress angefangen zwischen denen, weil du gesagt hast, die hätten dich überfallen?“

„Ja.“

„Okay.“

„Okay, und? Was mache ich jetzt?“

„Was will Tobago denn machen?“

„Na, sich das Gras wiederbesorgen und denen zeigen, dass das nicht geht, sowas abzuziehen. Ich soll mitkommen morgen. Da knöpfen die sich ein großes Drogennest vor. Meinten irgendwas von Rache und wir zeigen denen, was es heißt, sich mit Tobago anzulegen.“

Ein Grinsen breitete sich auf meinem Gesicht aus.

„Was? Schau nicht so bescheuert! Was ist?“

*

Ich blickte hinaus auf die Elbe, wo die sanften Wellen ans Ufer zu unseren Füßen schwappten. Das Geräusch war beruhigend und rhythmisch zwischen den durchdringenden Lauten, die die Großstadt in unserem Rücken verursachte. Die Sonne war schon längst untergegangen, und die verschiedenen Lichter von Kränen und Gebäuden nahe des Wassers spiegelten sich darin.

Ich legte mich auf den Rücken und betrachtete den ebenfalls dunklen Himmel über mir, während der Rauch von Arians Zigarette kurzzeitig meine Sicht vernebelte. Man konnte keine Sterne erkennen. Ich reckte einen Arm in die Luft und bekam die Kippe hineingedrückt.

„Danke.“

Ein Rascheln hinter mir ertönte, und ich merkte, wie jemand über mich hinwegstieg. Es war Kim. Ich erkannte sie an ihren langen, gewellten Haaren. Sie zog Schuhe und Socken aus, um

anschließend ihre Füße ins bestimmt eiskalte Wasser zu tauchen. Kurz darauf folgten auch Colin und Jasper und setzten sich jeweils neben Kim. Ich richtete mich auf, lehnte mich stattdessen an die Bretterwand hinter mir und reichte Arian seine Zigarette.

„Ziehen wir das morgen durch?“, fragte dieser so, dass die anderen es nicht hörten.

Ich nickte. „Ich habe Scheffler eine SMS geschrieben.“

Arian lachte, und ich musste ebenfalls schmunzeln.

„Ja, seinen Snap hat er mir jetzt nicht gegeben, nur die Visitenkarte. Ich habe geschrieben, dass ich ihm ein ganzes Nest von Trinidad anbiete, Tobago verrate ich nicht, als angebliches Mitglied.“

Arian nickte. „Dann fliegt auch nicht auf, dass Jasper Tobago angelogen hat, wenn Trinidad geschnappt wird.“

„So der Plan, ja. Jasper weiß allerdings nicht, wo das morgen genau sein soll. Das heißt, ich folge ihm und gebe dann den Bullen das Zeichen zum Eingriff.“

„Du meinst wohl, *wir* folgen Jasper und Tobago“, sagte Kim, die gerade mit den anderen vom Wasser zurückkam.

Ich ignorierte sie. Ich wollte nicht, dass sie, Arian und Colin mitkamen und wir wie die Pfefferkörner da herumschlichen.

„Du musst es irgendwie schaffen, deine Leute dazu zu bringen nicht reinzugehen, sodass die Bullen wirklich nur Trinidad erwischen“, meinte ich zu Jasper, der sich eine Zigarette anzündete.

Mein Handy vibrierte, und ich öffnete Nachrichten. „Ist gebongt, er hat eingewilligt.“

Ich blickte in die Runde. Colin hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben, Arian nickte nur zustimmend, Kim reckte beide Daumen nach oben und Jaspers Gesicht leuchtete durch das Glimmen seiner Zigarette auf, als er sagte: „Na dann, nehmen wir die mal hops.“

*

Tobago und Jasper fuhren am Morgen mit dem Auto zum Drogennest, weshalb wir sie nicht zu Fuß verfolgen konnten. Mit Rollern hinterher zu fahren, erschien uns auch zu riskant. Uns. Wir. Ich hatte es nicht geschafft, die anderen davon zu überzeugen, dass es besser war, wenn ich das allein machte. Also hingen drei weitere Köpfe über meinem Handy und verfolgten den blauen Punkt auf der Karte.

„Bewegt er sich?“

„Ja, die Straße da lang.“

„Ich glaube, jetzt haben sie angehalten.“

„Ja?“

„Ja, ja. Die bewegen sich nicht mehr.“

„Ruf deinen Polizisten an, mach schon!“

„Ich bin dabei!“

Hastig wählte ich die Nummer von Schefflers Visitenkarte. Es tutete keine zwei Male und das Gespräch wurde angenommen.

„Sie sind da. Valentinskamp 7“, sagte ich.

Aufgelegt.

„Und jetzt?“, fragte Colin.

„Jetzt gehen wir dahin“, sagte Kim, schnappte sich mein Handy mit der Ortung und stapfte los.

Wir hetzten durch die Straßen von Hamburg wie die Irren. Durch Fußgängerzonen, Grünanlagen und verstopfte Straßen.

„Warum gehen die nicht weg, verdammt.“

Ich nahm Kim mein Handy wieder ab. Der blaue Punkt war immer noch am Valentinskamp 7. Jasper und Tobago hätten sich schon längst verpissen sollen.

Als wir kurze Zeit später vor einem heruntergekommenen Haus ankamen, sahen wir niemanden. Es war alles ruhig. Ich blickte erneut auf mein Display. Jasper war nur noch wenige Meter von mir entfernt . . . im Haus.

„Scheiße, scheiße, scheiße.“

„Was ist?“ Kim sah mich besorgt an

„Er ist im Haus.“

„Was?!“, rief Colin. In der Ferne konnte man bereits Sirenen sehen.

„Ich gehe rein.“

Bevor ich es mir anders überlegen konnte, stemmte ich mich gegen die Eingangstür und trat in einen Hausflur. Die Wohnungstür rechts neben mir stand offen, und laute Musik drang heraus. Vorsichtig schob ich mich ins Innere. Jasper war laut Ortung nur noch wenige Meter entfernt. Die Musik war ohrenbetäubend. Langsam bewegte ich mich weiter vorwärts. In einer Art Wohnzimmer saßen fünf verschiedene Typen um einen Tisch. Dichter Qualm zog über ihre Köpfe hinweg. Es sah nicht wirklich einladend aus. Rechts von mir bewegte sich etwas, und ich stockte, erkannte dann aber schnell, um wen es sich handelte. Mit drei Schritten war ich bei ihm.

„Was zur Hölle machst du hier noch, du Idiot? Sind die von Tobago noch da?“, zischte ich.

„Tyler?“ Jasper schien überrascht „Nein, die sind weg. Ich bin nur nochmal schnell rein, um mir Stoff zu holen.“

„Was?“

„Ich –“

„Egal jetzt“, unterbrach ich ihn. „Die Bullen kommen gleich, wir müssen hier raus.“

Ich packte ihn am Kragen und schleifte ihn mit mir, als mein Handy vibrierte.

Es war Kim. „Sie haben das Haus umzingelt. Ich glaube, ihr könnt nicht mehr raus.“

„Fuck!“

„Los, hier rein.“ Jasper deutete auf eine schmale Tür neben uns.

Ich rüttelte an ihr, doch sie ließ sich nicht öffnen.

„Die Tür ist zu.“

„Wirf dich mal dagegen“, kam es von Kim aus dem Hörer.

„Komm doch her und wirf dich selber dagegen“, fauchte ich und legte auf.

Jasper probierte die Tür daneben aus, und ein paar Sekunden später standen wir in einer Speisekammer, dicht einander gedrängt im Dunkeln und lauschend. Laute Stimmen, Möbel schoben auf Parkett und schwere Schritte. Plötzlich fiel schlagartig Licht auf uns, und jemand befahl: „Hände nach oben! Polizei!“

Ich blinzelte und hielt den Atem an.

„Sicher!“, rief die gleiche Stimme kurz darauf.

Dann wurde die Tür zugeschlagen und es war wieder dunkel.

„War das Scheffler?“, flüsterte ich.

„Nein, glaub nicht. Also, ich nehme an, Scheffler ist keine Frau. Sie hat uns definitiv gesehen, aber . . .“

Köhler.

*

Wir warteten, bis sich von den Geräuschen her die Lage draußen in der Wohnung entspannt hatte. Dann wagten wir uns aus der Speisekammer. Die Tür nach draußen war sperrangelweit offen, und Jasper rannte bereits darauf zu.

Ich konnte die anderen draußen auf der Straße stehen sehen, doch ich blieb beim Türrahmen zum Wohnzimmer stehen und warf einen letzten Blick um die Ecke. Die Typen von vorhin

waren weg. Ersetzt durch eine altvertraute Truppe. Scheffler war leicht verdeckt durch seine Kollegen, aber in meine Richtung gewandt.

„Tyler komm schon, beweg‘ deinen Arsch!“, hörte ich Kim von draußen rufen.

Ich wartete noch einen Moment. Bis Scheffler den Kopf hob und zu mir blickte. Ich nickte ihm zu. Er nickte unmerklich zurück und wandte sich seinen Kollegen zu. Ich rannte aus der Tür meinen Freunden hinterher, begleitet von den Sirenen weiterer Einsatzwagen, die uns entgegenkamen.

Kim lief vornweg und fing an zu jubeln. Einfach so. Jasper stieg ein, brüllte und sprang auf und ab, während wir weiterrannten. Der Asphalt wurde zu Kopfsteinpflaster, wir ließen das Drogennest hinter uns, rannten weiter in die Innenstadt. Es war wie in einem Rausch. Leute schauten uns verdutzt hinterher, doch das war egal. In diesem Moment.

Erschöpft kamen wir an unserem Spot am Ufer an und schnappten nach Luft.

„Das können wir von nun an öfters machen, was meint ihr?“ Kim grinste von einem Ohr zum anderen.

„Yolo.“

„Ich habe das Gras verloren“, sagte Jasper. „Ich hatte welches mitgenommen. Aus dem Haus von Trinidad, deshalb bin ich nochmal rein. Ich muss es gerade beim Laufen verloren haben.“ Colin, Arian, Kim und ich schauten uns an und fingen an, loszuprusten.

„Wisst ihr was? Fickt euch doch alle“, meinte Jasper, fing dann aber selbst an zu lachen.

Wie Jasper seinen Ferienjob loswird oder ob er ihn überhaupt loswerden will, weiß ich nicht genau. Jedenfalls habe ich mir vorgenommen, meine nächsten Ferien entspannter zu gestalten. Schauen wir mal, was wird.

DAS PRINZESSCHEN UND DER WALDSCHRAT

Samstag

Schon als die ersten Regentropfen auf ihrer Nase landeten, wusste sie, dass sie Riesenmist gemacht hatte. Der Waldboden unter ihren Füßen dämpfte ihre schnellen Schritte, und nur hin und wieder war ein Rascheln zu hören, wenn sie auf ein vertrocknetes Blatt trat. Der Regen wurde stärker und platschte auf ihr Haar, ihr Shirt, ihren Rock und ihre Schuhe. Sie blieb stehen, weil sie vollkommen außer Atem war. Doch die Wut in ihr brodelte weiter. Wut auf den blöden, nassen, kalten Regen, der nun unerbittlich auf sie niederprasselte und ihr grimmiges Gesicht hinunterlief. Sie hasste den Regen dafür, dass es ihm egal war, ob sie pitschnass wurde und einfach weiter auf sie draufregnete.

„Ich hasse Regen!“, schrie sie einen Fetzen des dunkelgrauen Himmels an, der zwischen den rotgefärbten Baumkronen hervorlugte.

Da war die Wut ein bisschen weniger und sie konnte wieder klar denken. Doch auch das Denken half nichts. Sie wusste weder, woher sie gekommen war, noch wie lange sie überhaupt gelaufen war. Und diese blöden Bäume sahen leider auch alle gleich aus. Kurz: Sie hatte sich total verirrt. Mutlos setzte sie sich unter einen Baum und umschlang die nackten Beine mit ihren Armen.

„Mist, Mist, Mist! Oberblöder Riesenmist! Wehe, du heulst jetzt los!“, mahnte sie sich selbst. „Okay, ich geh jetzt einfach irgendwohin weiter.“

Der Regen prasselte, leise hörte sie den Donner grollen. Sie fror ganz erbärmlich. Aber Angst hatte sie nicht. Ihr Blick fiel auf einen krüppeligen Baum. Er wuchs so krumm und schief aus der Erde, dass sie sich unwillkürlich an ihre alte Mathelehrerin erinnert fühlte, die immer so verkniffen guckte. In Gedanken taufte sie das Bäumchen „Frau-Raditzki-Baum“ und wandte sich nach rechts. Und nach wenigen Minuten sah sie etwas, womit sie im Traum nicht gerechnet hätte: eine Holzhütte, in der sogar Licht zu brennen schien. Sie war viel zu durchnässt und müde, um sich zu freuen, aber dennoch murmelte sie leise: „Du gehst da jetzt rein, sonst erfrierst du hier draußen noch!“

Sie machte noch einige Schritte auf die Hütte zu. Da sah sie es. Die verblichene rote Farbe, die langsam anfing, abzublätern. Die Waldschrathütte.

„Bitte nicht!“, brummte sie.

Es regnete in Strömen. Frederik mochte Regentage. Alle blieben in ihren Häusern und ließen einander in Ruhe. So wie er das machte – auch wenn es nicht regnete. Das einzig Unpraktische war, dass er hier drinnen nicht Pfeife rauchen konnte, weil es sonst so dicke Luft gab, dass er die Hand kaum noch vor Augen sehen konnte. Aber nun gab es ja immer noch den guten Zirbenschnaps, von dem er sich hin und wieder ein Gläschen genehmigte.

Er hatte es sich auch heute in seinem knarrenden Schaukelstuhl gemütlich gemacht und die Flasche mit dem Schnaps geholt. So hatte er schon ganze Tage verbracht. Manchmal las er zwischendurch auch ein Buch. Heute döste er etwas benebelt von dem vielen guten Zirbenschnaps ein wenig. Plötzlich schreckte er hoch. Ein lautes Pochen hatte ihn aus seiner Trance gerissen. Er brauchte einen Moment, bis er kapierte, dass jemand an seine Tür klopfte.

„Bitte nicht“, brumme er nur.

Das letzte Mal, als es geklopft hatte und er geöffnet hatte, hatte er nur noch ein paar kleine Rotzgören gesehen, die, so schnell sie konnten, das Weite gesucht hatten und sich dabei

kaputtgelacht hatten. Später hatte er dann gemerkt, dass mit roter Farbe „oller Waldschrat“ an die Hüttenwand gepinselt worden war. Nachdem er ein paar üble Verwünschungen gebrüllt hatte, hatte er die Sache dann aber auf sich beruhen lassen. Er verließ seine Hütte ohnehin so selten, dass er den blöden Spruch fast nie sah.

All das fiel ihm ein, während es immer energischer klopfte. Auf gar keinen Fall würde er noch mal darauf reinfallen, beschloss Frederik.

„Hallo? Ist jemand da?“, hörte er eine helle Stimme fragen.

Das kam ihm schon merkwürdig vor – war es den Gören so wichtig, dass er aufmachte? Hatten sie dieses Mal vielleicht einen vollen Eimer auf seine Tür gestellt? Oder . . .

„Oh, es ist ja gar nicht abgeschlossen.“ Die Tür wurde einen Spalt aufgestoßen.

„Scheibenkleister“, grummelte Frederik und erhob sich widerwillig.

Er schlurfte zur Tür und öffnete sie noch ein bisschen weiter, bis er den Störenfried sehen konnte. Pink – schoss es ihm durch den Kopf. Ja, das war eine recht zutreffende Beschreibung. Vor ihm stand ein Mädchen von vielleicht sieben Jahren. Ihre langen hellblonden Haare waren zu einer komplizierten Frisur geflochten, die allerdings inzwischen eher etwas von einem Vogelneest hatte. Kleine Zweige steckten in ihrem Haar. Sie trug ein gestreiftes Oberteil. Die Streifen waren in einem helleren und einem dunkleren Rosa gehalten, wobei auf den hellen Streifen zusätzlich kleine Glitzersteine klebten. Ihr Rock war wiederum von einem anderen Rosaton, der greller war als die vorangegangenen.

Frederik verzog das Gesicht. „Das ist Hausfriedensbruch, und jetzt hau ab!“

„Wenn ich neben deiner Hütte erfrier, dann kommt aber die Polizei!“ Sie streckte ihm die Zunge raus.

Frederik stöhnte innerlich. „So schnell erfrierst du schon nicht, Prinzesschen.“

„Ich hab auch einen Namen!“

„Mir egal.“

Die Kleine machte ein verkniffenes Gesicht. „Kannste mir dann wenigstens sagen, wie ich zurück nach Sonnenbach komme?“

Ja, zurück in die Stadt, Prinzesschen, dachte Frederik. Gute Idee.

„Kennst du den Hühnerweg?“ Der Waldschrat starrte sie grimmig an.

Eigentlich wusste sie nicht mal genau, was ein Waldschrat war (vielleicht war der Waldschrat also gar kein Waldschrat). Aber Dennis und Alina aus ihrer Klasse, die bei der Schmiererei mitgemacht hatten, hatten ihn so genannt. Falls Waldschrate immer einen Todesblick draufhatten, war dieser Kerl zumindest definitiv einer. Er guckte sie so böse an, dass seine Augen fast unter seinen buschigen weißen Augenbrauen verschwanden.

„Nee, nie gehört.“

Er murrte etwas von wegen „kleine, dumme Blagen“, brummte dann aber erklärend: „Der Hühnerweg beschreibt auf mehreren Schildern am Wegrand die Geschichte des Sonnenblumenhofs drüben in der Stadt. Das Symbol ist ein grünes Huhn. Und rauskommen tust du am Sonnenblumenhof. Und jetzt mach dich vom Acker!“

„Ich hab eh keine Lust mehr auf dich, du, du obergemeiner Waldschrat!“

Prinzesschen wandte sich zum Gehen und sah bald eines der Schilder an einem Baum. Schon wenig später war sie nicht mehr zu sehen. Frederik schloss die Tür hinter sich und ließ sich in seinen Schaukelstuhl fallen. Eigentlich wollte er sich noch schnell ein Gläschen Schnaps gönnen und dann gemütlich ein Nickerchen machen, doch immer wieder wanderten seine Gedanken zu dem Mädchen. Rotzfrech war sie gewesen, was Frederik eigentlich gar nicht so prinzeßsinnenhaft fand.

Vielleicht hätte er das Prinzesschen doch nach seinem Namen fragen sollen. Aber dafür war es jetzt wohl zu spät. Und . . . Frederik konnte den Gedanken nicht fassen, der in seinem Hinterkopf herumspukte.

Er griff nach dem kleinen Kästchen neben dem Stuhl und öffnete es. Ihr Lächeln beruhigte ihn sofort, und wie so oft fragte er sich, was sie wohl gerade tat. Oder wo sie war. Ob sie noch lebte. Mit diesen Fragen in seinem Kopf fiel er in einen unruhigen Schlaf.

Als sie schlammverschmiert an dem Haus ankam, in dem Ediths Wohnung lag, wartete ebendiese schon mit versteinerner Miene vor der Eingangstür. Neben ihr stand der Hausmeister Herr Bowers. Er kratzte sich am Bauch, über den sich ein fleckiges graues T-Shirt spannte. Ihm war die ganze Situation sichtlich unangenehm, aber bei Ediths Gesichtsausdruck konnte man auch nicht anders, als das Allerschlimmste zu befürchten. Edith sollte eigentlich Oma heißen, aber sie war es nicht wert, so genannt zu werden.

„Penelope Friederike. Du ungezogenes Blag!“ Edith war kurz davor, auf sie loszugehen, das spürte Penelope.

„Macht sedat öfter?“, mischte sich nun der Hausmeister ein.

„Nein, soweit kam es noch nie, dass sie ihre Großmutter wegspernte und davonlief!“ Diese letzten Worte betonte Edith ganz besonders. „Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn der Herr Bowers mich nicht befreit hätte!“

Der Hausmeister schien bei ihren Worten mindestens fünfzehn Zentimeter zu wachsen. Doch wie immer übertrieb Edith total. Ja, okay, Penelope hatte sie eingesperrt, aber im Fernsehzimmer. Und die angrenzende Vorratskammer war so randvoll, da hätte Edith auch eine Woche ohne Probleme überleben können. Und was das Weglaufen betraf, hatte Edith offensichtlich keine besondere Eile an den Tag gelegt, Penelope wiederzufinden. Penelope vermutete sowieso, dass Edith wahrscheinlich etwa zehn Minuten nach ihrem Davonlaufen schon wieder freigekommen war, weil sie so hysterisch gekreisch hatte. (Das konnte Edith nämlich ausgesprochen gut.) Die Zeit bis zu Penelopes Rückkehr hatte Edith vermutlich damit verbracht, dem Hausmeister ihr Leid zu klagen und sich überhaupt ganz fürchterlich aufzuregen.

„Reg dich doch ab“, fauchte Penelope sie an.

Was musste Edith auch immer so hundsgemeine Sachen zu ihr sagen? Selbst schuld.

„Geh'n wa doch rein. Dat Mädäl wird ja janz nass.“

Der Hausmeister schloss die Tür auf und verdrückte sich in seine Wohnung. Edith stapfte wütend die Treppe hoch und Penelope stapfte ebenso wütend hinterher.

Kaum, dass sie in der Wohnung standen, verwünschte Edith sie auf übelste Weise und hielt ihr eine lange Standpauke. Genau genommen dauerte sie neun Minuten und 46 Sekunden; Penelope hatte währenddessen genug Zeit gehabt, auf die Uhr zu schauen. Danach beschimpfte Penelope Edith ebenso wüst, wenn auch nicht so lange. Trotzdem war ihr zum Heulen zumute, als sie abends das kleine Gästezimmer betrat, das sie immer bezog, wenn sie bei Edith war. Sie wusste gar nicht, aus welchem bestimmten Grund sie so traurig war. Aber wie immer brachen alle Dämme in ihrem Inneren, sobald es spät wurde. Und so weinte sie sich auch heute in den Schlaf.

Sonntag

Eigentlich war alles genauso blöd wie gestern. Penelope musste noch bis zum späten Nachmittag bei Edith bleiben, worüber weder diese noch Penelope selbst besonders glücklich waren. Schon beim Frühstück fing Edith wieder mit dem gestrigen Vorfall an. Penelope ertrug das Gezeter tapfer und mit finsterem Gesicht, obwohl sie innerlich kochte wie ein Vulkan. Dann trollte sich Penelope in ihr kleines Zimmerchen und machte Hausaufgaben, weil ihr so todlangweilig war.

Irgendwann rief Edith sie zum Mittagessen und das Theater begann aufs Neue. Edith aß einen Bissen ihres Auflaufs und verzog das Gesicht zu einer säuerlichen Grimasse, als sie

Penelope ansah. Penelope versuchte, sich einzureden, dass Ediths Gesichtsausdruck nur dem Auflauf geschuldet war, denn Ediths Vorratskammer war zwar randvoll, trotzdem kochte sie immer verdammt eklige Sachen – zumindest, wenn Penelope da war.

Edith funkelte sie nun regelrecht an: „Was ist nur los mit dir, Kind? Ich weiß nicht, womit unsere Familie *dich* verdient hat.“

„Halt die Klappe!“ Penelope waren Tränen in die Augen geschossen. Schnell knallte sie ihr Besteck auf den Tisch und drehte sich weg, damit Edith es nicht bemerkte. „Ich frag mich, womit unsere Familie *dich* verdient hat!!!“

Penelopes Entschluss war gefasst: Sie musste in den Wald. Möglichst weit weg von Edith und am besten nie mehr wiederkommen. Doch Edith hatte dazugelernt. Nach dem Essen verdrückte sie sich ins Fernsehzimmer, um „Die Küchenschlacht“ zu schauen. Aber anders als gestern nahm sie dieses Mal den Schlüssel zur Wohnungstür und den zum Fernsehzimmer an sich.

Penelope grummelte leise, während sie Edith mit Argusaugen beobachtete. Diese brummte gerade: „Schon wieder eine Wiederholung. Das ist ja zum Einschlafen.“

Und tatsächlich begann Edith bald darauf, laut zu schnarchen. Der Schlüssel zur Wohnungstür rutschte aus ihren Händen auf den Teppich, doch der zum Fernsehzimmer blieb in ihrem Schoß liegen.

Penelope schlich sich wie auf Samtpfoten von hinten an Ediths Fernsehsessel an, bevor sie ihn ganz vorsichtig umrundete. Leise klaubte sie Schlüssel Nummer eins vom Boden auf und sah dann zu Nummer zwei. Edith schlief. Es wäre gar nicht unbedingt nötig, sie noch mal einzusperren. Aber Penelope musste daran denken, wie sehr sie so etwas selber hasste – und Edith hatte eine gerechte Strafe verdient. Aber wie sie da saß, das Gesicht ganz entspannt, wirkte sie fast gar nicht mehr böse. Da fiel Penelope wieder ein, wieso sie überhaupt so wütend war, was Edith alles zu ihr gesagt hatte.

„Es geht gar nicht anders“, murmelte sie und schnappte sich den Schlüssel.

Edith schlug ruckartig die Augen auf und blickte direkt in Penelopes Gesicht. Sie wirkte überrascht. Penelope nutzte Ediths kurzzeitige Verwirrung und nahm die Beine in die Hand.

Schon als die ersten Hagelkörner auf ihrer Nase landeten, wusste sie, dass sie Riesenmist gemacht hatte.

„Verdammt“, murmelte sie. „Penelope, du hättest es wissen müssen“, schalt sie sich. „Was machst du auch immer wieder die gleichen Fehler?“ Bei den letzten Worten begann ihre Stimme zu beben und zu ihrem Missfallen kullerte da auch schon eine Träne ihr Gesicht herunter. „Nein, nein, nein“, heulte sie.

Hagel war noch tausend Mal schlimmer als Regen. Sie wollte sich gerade ihrer Traurigkeit und ihrem Selbstmitleid hingeben, als sie etwas oder besser gesagt jemanden erblickte, dessen Anblick sie noch nie so sehr erfreut hatte.

„Frau Raditzki“, murmelte sie ungläubig, streckte dem krüppeligen Bäumchen die Zunge raus und wandte sich nach rechts.

Frederik hielt das Klopfen an der Tür erst für einen bösen Traum, da er zugegebenermaßen wieder recht viel Zerbenschnaps getrunken hatte. Doch spätestens als die Tür aufgestoßen wurde und er Prinzesschen erkannte, war ihm klar, dass es sich wohl eher um die bittere Realität handelte.

„Hau. Sofort. AB!“, knurrte er und versuchte dabei, außerordentlich bedrohlich auszusehen.

Der Versuch misslang, denn Prinzesschen sagte patzig: „Es hagelt. Heute würde ich ganz in echt sterben.“

„Wohl kaum. Du stellst dich nur ganz fürchterlich an.“

Da holte sie zwei Mal tief Luft und sagte dann ganz leise, fast als sei es ihr peinlich: „Bitte.“

Als Frederik sie jetzt ansah, war es da wieder, dieses verdammte, widerspenstige kleine Etwas, das er einfach nicht zu fassen bekam. „Gut. Willst du was zu trinken oder so?“

Penelope konnte es kaum fassen. Nur ein ganz kleines Wörtchen hatte es gebraucht, um die Einstellung des Waldschrats ihr gegenüber um 180 Grad zu wenden. „Gerne. Ähm. Danke.“

Da konnte Penelope ihn gar nicht mehr so blöd finden. Der Waldschrat schlurfte in einen Nebenraum, in dem Penelope die Küche vermutete. Sie sah sich in der Hütte um. Es war alles recht klein und eng, und die Decke war so niedrig, dass der Waldschrat mit seinen Haaren an ihr entlangstreifte, sobald er sich aufrichtete. Und er war nicht mal besonders groß. Eigentlich auch gar nicht so furchterregend, wenn man erst mal ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte.

Und seine Hütte war für eine Waldschrathütte auch ganz okay. In die Ecke gedrängt stand ein Holztisch mit zwei Stühlen. Daneben lag eine graue Woldecke. Penelope setzte sich auf einen Stuhl und kuschelte sich in die Decke. Es machte sie ganz schläfrig, dass es hier drin so dunkel war. Eigentlich war sie jedoch viel zu neugierig, um müde zu sein.

Der Raum wurde bloß von einem kleinen Lämpchen beleuchtet, das auf einer Kiste neben dem großen Schaukelstuhl stand, in dem der Waldschrat den Großteil seines Lebens zu verbringen schien. Neben der Lampe stand noch eine Wasserflasche aus Glas. Es war eine recht edle Flasche, auf der ein Tannenzapfen abgebildet war.

„Ernsthaft? Ökologisches Wasser?“ Penelope verdrehte die Augen.

Sehr viel mehr gab es hier auch nicht zu sehen. Doch die Tür, die sich neben dem Durchgang zur Küche befand, machte Penelope furchtbar neugierig. Es war ohnehin langweilig, die ganze Zeit nur rumzusitzen. Und die Decke kratzte. Also strampelte Penelope die Kratzdecke weg und tapste leise zu der geheimnisvollen Tür.

Ganz leise jubelte sie, als sie bemerkte, dass die Tür nur angelehnt war. Sie stieß sie einen winzigen Spalt auf und trat ein. Es handelte sich bei dem Raum wohl um das Schlafzimmer des Waldschrats.

Ungemachtes Bett, an der Wand einige Regalbretter mit Klamotten und anderem Krimskrams – langweilig. Doch unter der zerknitterten Bettdecke lugte etwas Dunkles hervor. Natürlich musste Penelope dieser Sache sofort auf den Grund gehen. Sie schlug die Decke zurück.

Endlich hatte Frederik es geschafft, zwei Tassen Milch halbwegs warm zu machen. Warme Milch? Gott, was war los mit ihm? Normalerweise machte er sich die Mühe nicht. Was hatte ihn da bloß geritten, als er Prinzesschen erst hatte bleiben lassen und ihr jetzt sogar warme Milch gemacht hatte? Und wo steckte die überhaupt? In seinem Wohnzimmer war sie nicht. Bereits wenige Sekunden später sah er, dass die Tür zu seinem Schlafzimmer einen Spalt weiter offen war als sonst.

„Blödes Gör“, grollte Frederik.

Da hatte er sich wohl ein wenig in Prinzesschen getäuscht. Ein merkwürdiges Gefühl machte sich in seinem Bauch breit. Nein, er würde jetzt nicht einem nervigen kleinen Mädchen nachtrauern. Auch wenn sie seine erste richtige Gesellschaft seit Jahren war. Auch wenn sie ein Etwas an sich hatte, das er nicht zu fassen bekam.

„Was soll das denn hier werden?“, polterte Frederik.

Prinzesschen fuhr herum und guckte erschrocken. „Ähm, hab mich, äh, verlaufen...“

„Verdammt, diese Hütte hat drei Zimmer, und du rennst grad in das mit der geschlossenen Tür! Das kannst du deiner Großmutter erzählen!“

„Bäh, nö, der doch nicht! Ich, also – tut mir leid. Hier isses eh voll langweilig.“

Den Hundeblick beherrschte das Miststück unfairerweise in Perfektion. „Entschuldigung angenommen.“

Verdammt, was war nur mit ihm los?

Penelope und der Waldschrat tranken ihre Milch, die Blicke stur auf den Tisch gerichtet. Penelope hätte ja gerne etwas gesagt, aber sie wusste beim besten Willen nicht was.

„Ich bin übrigens Penelope.“

„Frederik.“

Dann war die Unterhaltung auch schon wieder vorbei. Durch das Fenster schien ihr die Sonne ins Gesicht. Penelope nahm den letzten Schluck und erhob sich.

„Ich muss, glaub ich, langsam gehen.“

„Gut. Weißt ja, wo es langgeht.“ Frederik öffnete ihr die Tür.

„Okay, und . . . danke. Du warst sehr nett. Und die Milch war lecker. Ich . . . Vielleicht kann ich ja mal wieder kommen.“

Frederik brummte irgendetwas.

„Na ja, ist ja auch egal. Tschüss dann.“

Als Penelope heute vor Ediths Haus ankam, hatte sich das Empfangskomitee noch vergrößert. Penelopes Mutter war da. Mist. Sie hatte ihre Mutter nicht so früh zurückerwartet. Und sie wirkte nicht gerade erfreut. Penelope wusste, dass ihre Mutter nicht sehr streng mit ihr war, aber jetzt hatte sie echt großen Mist gebaut.

„Penelope, ich bin gekommen, um dich abzuholen und finde stattdessen meine völlig verstörte Mutter und den Hausmeister vor. Kannst du mir das bitte mal erklären?“

„Hat Edith doch sicher schon gemacht.“

„Junge Frau, wir besprechen das gleich, wenn wir zu Hause sind. Edith, willst du auf einen Kaffee mitkommen?“

„Nein, danke.“ Edith schoss giftige Blicke in Penelopes Richtung, die ihr zeigten, dass sie der Grund für diese Entscheidung war.

„Ab mit dir. Deine Sachen sind schon im Auto“, drängte ihre Mutter sie.

Penelope ließ sich bereitwillig auf die Rückbank schieben. Sie hatte auch erst mal genug von Edith.

Gérard stand schon in der Tür, als sie ankamen.

„Hallo Schatz.“ Er küsste Penelopes Mutter auf die Wange. Sein Blick wanderte zu Penelope. „Hallo Penelope. Freut mich, dich wiederzusehen.“

„Ja nee, ist klar“, dachte sie sich und bestrafte ihn für diese Lüge mit einem besonders vernichtenden Blick.

Dann schlüpfte sie blitzschnell an ihm vorbei, flitzte in ihr Zimmer und schloss die Tür hinter sich ab. Sie kletterte auf ihr Hochbett und stellte sich schlafend, damit ihre Mutter nicht mehr schimpfen konnte. Schnell merkte sie, dass sie wirklich hundemüde war. Und noch etwas fiel ihr auf: Sie war nicht todtraurig. Immer wieder musste sie an den Waldschrat denken.

„Nicht Waldschrat, sondern Frederik“, mahnte sie sich.

Frederik war irgendwie unfreundlich und gruselig, aber er hatte ihr warme Milch gemacht. Egal, was er da zum Abschied genuschelt hatte, morgen würde sie wiederkommen. Zufrieden schloss Penelope die Augen.

Während Penelope sich ausnahmsweise mal nicht in den Schlaf weinte, schenkte Gérard sich ein Glas Wein ein.

„Du wolltest nicht mehr so viel trinken.“ Friederike verschränkte die Arme vor der Brust.

„Ich weiß, aber ich brauch das gerade. Hast du denn nicht gesehen, wie die mich wieder angestarrt hat?“

„Die ist meine Tochter und hat einen Namen. Und vor allem kannst du sie ja genauso wenig ausstehen wie sie dich.“

„Aber dieses Verhalten – sie hat keinen Respekt vor Erwachsenen, sie rennt weg, sperrt deine Mutter in den Keller“, murmelte Gérard.

Friederike war klar, dass das Verhalten ihrer Tochter vielleicht unangemessen war, aber sie wusste nicht, ob es wirklich so dramatisch war, wie Gérard und Edith es darstellten. Die dauernden Dienstreisen hatten das Band zwischen ihr und Penelope zusehends zerfressen.

„Ich werde mal mit ihr reden“, lenkte sie ein.

„Reden willst du also? Immer nur reden, reden, reden. Bestrafen muss man sie!“

Jetzt werd‘ nicht laut“, versuchte Friederike die Lage zu retten.

„Oh doch, das werde ich! Das hier ist mein Haus und ich entscheide, dass eine Strafe der beste Weg ist, um diesem undankbaren, hinterhältigen Monster sein Benehmen auszutreiben!“

Von dem Geschrei schreckte Penelope hoch. Und als sie das unterdrückte Schluchzen ihrer Mutter hörte, fing sie doch noch an zu weinen.

Montag

Als Penelope um sieben Uhr aus ihrem Bett kletterte und in die Küche lief, standen auf dem Tisch schon ein Toastbrot mit Honig und eine Tasse Kakao.

Wenn Penelopes Mutter nicht gerade auf Dienstreise war, machte sie Penelope in letzter Zeit immer Frühstück. Gérard war schon bei der Arbeit. Er und Friederike arbeiteten zwar für dieselbe Firma, aber Penelopes Mutter bemühte sich, trotz ihrer vielen Arbeit morgens noch für Penelope da zu sein.

„Morgen“, nuschelte sie ihrer Mutter zu und machte sich über ihr Frühstück her.

Friederike trank noch einen Schluck Kaffee, dann fragte sie: „Was war denn da jetzt gestern los?“

„Könnte ich dich auch fragen.“

„Ach so, du meinst die kleine Auseinandersetzung gestern. Es ist alles wieder in Ordnung. Und jetzt hör auf, abzulenken.“

Penelope sprang auf. „Aber Mama, ich habe doch gehört, wie du geweint hast!“

Friederike zuckte bei der Heftigkeit ihrer Worte etwas zusammen. „Nur kurz. Und Gérard hat recht. Ich kann dich nicht immer damit durchkommen lassen.“ Sie versuchte, einen strengen Blick aufzusetzen, was ihr jedoch nicht besonders gut gelang.

Aber Penelope bekam durch den nicht-strengen Blick immerhin Mitleid mit ihrer Mutter. „Na gut. War bisschen im Wald. Edith war gemein zu mir.“

„Im Wald?!“, wurde sie von ihrer Mutter unterbrochen. „Bei dem Wetter? Da hätte doch sonst was passieren können! Ich dachte, du wärst bloß ein bisschen in der Stadt. Was bin ich für eine Mutter . . .“ In ihren Augen glitzerten Tränen.

Penelope stand etwas ratlos neben ihr. Sollte sie ihre Mutter in den Arm nehmen und ihr sagen, dass sie sich keine Sorgen machen sollte? Vielleicht. Aber eigentlich wünschte sich Penelope sehnlichst mehr Zeit mit ihrer Mutter und ohne grantige Großmütter und schleimige Gérards.

Also murmelte sie bloß: „Muss los. Schule. Bis später!“, schnappte sich ihren Ranzen und flitzte durch die Tür.

Pünktlich zum Klingeln wurde die Tür der „Grundschule Sonnenbach“ aufgerissen, und eine Meute Kinder stürmte heraus. Wie immer montags zwang sich Penelope, nicht zu stürmen, da sie an diesem Tag zu Edith musste. Ihre Mutter und Gérard arbeiteten montags nämlich bis in die Abendstunden in ihrem wichtigen Job, von dem Penelope jedoch nicht das Geringste verstand.

Mit verregnetem Gemüt machte sie sich auch heute Richtung Edith auf. Von dort aus wollte sie sich dann irgendwie davonmachen. Denn es war gewiss, dass Edith sie wieder mal so zur Weißglut bringen würde, dass sie davonlief. Aber würde das Schicksal sie zum dritten Mal an die gleiche Stelle im Wald bringen? Würde es auch ein drittes Mal funktionieren, Edith in ihrer

Wohnung zu „fixieren“? Langsam merkte Penelope, wie dumm ihr Plan war. Und ihr graute vor dem bevorstehenden Terror. Gab es keinen anderen Weg, dem Waldschrat einen Besuch abzustatten?

Der Geistesblitz traf sie ganz unerwartet und obwohl es eigentlich total nahe lag, lobte Penelope sich im Stillen für ihre Genialität.

„Der Hühnerweg!“, rief sie aus, so laut, dass einige Klassenkameraden zu kichern begannen und ein älteres Ehepaar sie pikiert ansah. Penelope bemerkte das nicht mal. Sie war schon losgerannt zum Sonnenblumenhof.

Bauer Michael Rainolt bedachte den pinken kleinen Wirbelwind, der da auf seinen Hof fegte, mit einem etwas irritierten Blick, wandte sich dann aber wieder seiner Arbeit zu. Da fiel ihm noch etwas ein und er lief ihr hinterher, so schnell ihn seine etwas in die Jahre gekommenen Beine trugen.

„Ey, Mädels! Wart‘ mal kurz!“

Penelope drehte sich um.

Er ging rüber ins Haus und kam kurz darauf mit einem großen Korb zurück, der von einem Tuch bedeckt war. „Du willst doch zum Frederik, also zum Waldschrat, oder? Hab dich am Wochenende immer hier rumlaufen sehen.“

Sie nickte.

Er zuckte die Schultern. „Eigentlich isser ja ganz in Ordnung. Hat nur ‘nen schlechten Ruf. Aber wärst du so nett, ihm den zu bringen?“ Er zeigte auf den Korb. „Ich bin’s nämlich leid, den in meinem Alter jeden Montag in den Wald zu schleppen.“

„Na gut, kann ich machen“, meinte Penelope, obwohl der Korb wirklich sehr groß war. Aber sie war einfach zu neugierig auf das, was sich darin befand.

Kaum, dass sie mit dem Korb allein war, hob sie das karierte Tuch an, das ihn bedeckte. Voller Aufregung warf sie einen Blick hinein und sah: Essen. Einfach nur stinknormales Essen aus dem Hofladen des Sonnenblumenhofs. Und zwei Flaschen Tannenzapfen-Wasser.

„Och, Menno“, murmelte sie. Und jetzt musste sie das Riesending auch noch durch den Wald schleppen. Aber das war immer noch besser als ein Nachmittag bei Edith.

Endlich schien mal wieder die Sonne. Frederik hatte sich auf die Stufe vor seiner Hütte gesetzt und stopfte seine Pfeife. Wie er es vermisst hatte, einfach mal wieder ganz in Ruhe vor seiner Hütte zu sitzen, Pfeife zu rauchen und über sein Leben zu sinnieren!

Just in diesem Moment sah er eine pinke Gestalt durch das Unterholz brechen. Frederik war sofort klar, dass es jetzt vorbei war mit „in Ruhe“. Und irgendein dummer Teil tief in ihm drin freute sich auch noch darüber! Na gut, ein sehr großer Teil.

„Hi Frederik“, rief sie ihm zu.

Er seufzte und ging ihr entgegen. Breit grinsend stand Penelope vor ihm. Ihre sichtliche Freude darüber, ihn zu sehen, ließ sein Herz ganz ungewohnt warm werden. Wann hatte er sich das letzte Mal so gefühlt? Das war verdammt lange her. Ach ja, das waren Zeiten gewesen.

„Hier, hab ein Geschenk für dich“, sagte Penelope und lächelte weiterhin so lieb, wie sie konnte. Sie wollte auf gar keinen Fall, dass Frederik sie wegschickte oder wieder unfreundlich zu ihr war.

Er schreckte aus seiner Tagträumerei und sah auf den Korb an Penelopes Arm. „Oh, danke. Ich nehm dir das wohl mal ab.“

Sie nickte dankbar und war doch etwas verwundert, dass ihr Arm nicht gleich mit abfiel, als Frederik ihr den schweren Korb abnahm.

„Willst du noch kurz mit rüberkommen?“ Frederik wies auf seine Hütte.

„Klaro!“, freute Penelope sich und hüpfte neben ihm her, während er an dem Korb ordentlich zu schleppen hatte.

Bei seiner Hütte ließ Frederik sich auf die Stufe davor fallen und lupfte das Tuch, das den Korb bedeckte. Penelope wusste ja schon, wie langweilig der Inhalt war und gähnte demonstrativ, um Frederik vorzuwarnen. Er schmunzelte, als er es bemerkte.

Warte, was?! Hatte Frederik gerade wirklich gelächelt? Penelope zwang ihre Kinnlade, nicht runterzuklappen. Wenn Frederik lächelte, sah er anders aus. Gar nicht mehr wie ein verbitterter alter Waldschrat, eher wie ein freundlicher Großvater.

„Und mindestens zehn Jahre jünger“, murmelte Penelope fasziniert.

„Was?“ Frederik sah auf.

„Och, nichts. Und wieso kriegst du jetzt diesen Kram hier?“

„Das weiß ich selbst nicht so genau. Ich habe nie darum gebeten. Aber das Essen ist immer sehr lecker. Also will ich mich nicht beklagen. Aber vielleicht tut Michi es der alten Zeiten wegen.“

„Michi? Hä, wer ist denn Michi?“

„Na, Michael Rainolt! Der Bauer. Du weißt schon. Wir kennen uns von früher, da waren wir gute Freunde.“

„Haha, Michi. Soll ich dich jetzt auch Freddi nennen? Oder Fred?“, kicherte Penelope.

„Auf gar keinen Fall“, knurrte Frederik zurück.

„Und wieso fragst du den Michi nicht einfach?“, wollte Penelope nun wissen.

„Naja, er stellt den Korb immer nur hier irgendwo ab und geht dann. Manchmal seh‘ ich ihn dann und würde ihn gern ansprechen, aber ich traue mich irgendwie nicht. Und überhaupt würde man sich über ihn wahrscheinlich das Maul zerreißen, wenn er mit dem Waldschrat befreundet wäre“, meinte Frederik traurig.

„Naja, aber über mich zerreißt sich doch auch keiner das Maul“, wunderte sich Penelope.

„Na gut, ich erzähl‘s auch keinem.“

„Eigentlich redest du ja recht viel.“

„Ja, aber nur mit dir! Weil du nett zu mir bist! Und nicht so blöd wie die anderen.“

„Welche anderen denn?“, fragte Frederik.

„Willst du das wirklich wissen?“, fragte sie zögerlich.

„Ja, ich denke schon.“

„Okay.“ Penelope holte tief Luft. „Also eigentlich sollte ich gerade bei E... bei meiner Großmutter sein. Einen Großvater habe ich nicht. Meine Großmutter sagt, dass er schon vor der Geburt meiner Mutter gestorben ist. Ach ja, einen Vater hab ich auch nicht so richtig. Mein echter Vater ist, glaub ich, abgehauen, aber ich weiß es nicht genau, ich bin noch zu jung, um es zu erfahren.“ Sie verdrehte die Augen. „Also echt! Ich bin schon sieben! Zumindest gibt’s da jetzt Gérard. Er ist der ‚Lebensgefährte‘ meiner Mutter. Er mag mich nicht. Edi... meine Großmutter mag mich auch nicht. Deshalb bin ich auch weggelaufen.“

Dann erzählte sie ihm alles, was seit ihrem ersten Aufeinandertreffen geschehen war.

Dienstag

Penelope war schon fast durch die Tür, als ihre Mutter sie am Ärmel ihrer Jacke fasste.

„Penelope, wo willst du denn hin? Ich dachte, wir könnten mal darüber reden, dass du in den letzten Tagen dauernd wegläufst.“

„Nee, können wir leider nicht, ich bin jetzt nämlich mit einem Freund verabredet“, sagte Penelope schnell. Und das stimmte ja eigentlich sogar.

„Was? Du hast einen Freund? Wieso weiß ich davon nichts?“ Friederike war schockiert.

Penelope ebenso. „Was? Bäh, nein! Nur ein Kumpel, wirklich!“

„Aber das ist ja toll! Kennt ihr euch aus der Schule?“

„So ähnlich“, antwortete Penelope vage. „Tschüss dann!“ Und schon war sie zur Tür hinaus.

Friederike hatte nicht bemerkt, dass Gérard hinter ihr in der Tür lehnte und ihnen zugehört hatte. Sein Blick verhieß nichts Gutes. „Wieso hast du ihr nicht einfach Hausarrest gegeben? Mit Freunden treffen, dass ich nicht lache! Wer sich mit der trifft, muss doch sehr verzweifelt sein!“

„Das reicht jetzt aber“, warf Friederike ein.

„Das reicht überhaupt nicht! Sie tanzt dir auf der Nase herum, merkst du das nicht? Entweder du machst dem ein Ende oder ich werde es tun!“ Mit diesen Worten rauschte er davon.

Penelope bekam von all dem nichts mit, sie hüpfte fröhlich die Straße zum Sonnenblumenhof entlang. Sie freute sich darauf, bei ihrer Rückkehr endlich mal nicht von einer bitterbösen Edith begrüßt zu werden, denn ausnahmsweise hatten ihre Mutter und Gérard frei.

„Endlich habe ich einen Freund!“, sagte sie glücklich und zu niemand bestimmtem.

Währenddessen saß Frederik vor seiner Hütte und dachte nach. Über das, was Penelope ihm gestern erzählt hatte. Er hätte sie so gerne aufgemuntert, aber er wusste es ja selbst nicht besser. Seine Gedanken wanderten weiter zu Michi. Vielleicht würde er ja mal mit ihm sprechen. Obwohl – besser nicht. Wahrscheinlich wollte Michi eh nichts mehr von ihm wissen. Er schloss die Augen. Zum ersten Mal seit Jahren war er nicht mehr zufrieden mit dem Leben, das er führte. Hätte er in der Vergangenheit doch nicht so viel falsch gemacht.

„Buh!“ Zwei kleine Hände packten seine Schultern. Er schreckte auf und blickte vorwurfsvoll in Penelopes Gesicht, auf dem sich ein zufriedenes Grinsen ausgebreitet hatte. „Hast du etwa gepennt?“

„Nee, nur nachgedacht. Was willst du schon wieder hier?“

Ihr Grinsen wurde noch breiter. „Ich hab eine Überraschung!“, verkündete sie freudestrahlend und stellte ihren rosafarbenen Rucksack vor sich ab. Sie öffnete den Reißverschluss und zauberte eine Spielesammlung hervor. „Tadaa! Du bist leider so alt, da war ich mir nicht sicher, was ich sonst mit dir spielen soll. Aber ich kann nur Mensch-ärgere-dich-nicht.“

Frederik wusste nicht, ob er empört oder gerührt sein sollte. Er entschied sich für die freundliche Seite, denn wann war das letzte Mal jemand so nett zu ihm gewesen? „Na, dann komm mal rein. Aber Achtung: Du wirst dich definitiv ärgern!“

Tat sie leider doch nicht. Penelope hatte nahezu unverschämtes Glück beim Würfeln, und innerhalb kürzester Zeit standen drei Figuren in ihrem Häuschen. Frederik ließ sich nichts anmerken, obwohl er es nicht ganz fair fand, dass Prinzesschen so viel Glück hatte.

„Und mühsam ernährt sich das Eichhörnchen“, grummelte er und schob seine Figur um ein Feld nach vorne.

Penelope kicherte: „Sagen alte Leute das so?“

„Ja, alte Leute sagen das, wenn etwas sehr langsam vorangeht.“

Sie grinste: „Dann hat mein Eichhörnchen wohl Super-Nüsse gefressen“, und schob ihre letzte Figur ins Häuschen.

Als Penelope nach Hause kam, konnte sie nicht mehr aufhören zu grinsen. Es war lustig gewesen! Und toll! Und super! Und sie hatte den ganzen Nachmittag nicht an Edith oder Gérard gedacht.

Sie klingelte an der Tür. Ihre Mutter öffnete. Sie hatte rot geränderte Augen und sah sehr traurig aus. Penelopes Hochstimmung verschwand.

„Was ist denn passiert?“, wollte sie wissen.

„Es ist alles in Ordnung, mein Schatz. Wirklich. Geh doch noch ein bisschen auf dein Zimmer, ja?“

Penelope sah sie zweifelnd an. „Mama, was ist los?“

„Es ist alles gut.“ Friederike mied Penelopes Blick.

„Na gut, dann eben nicht“, murmelte Penelope und trollte sich. So schlimm würde es schon nicht sein.

Mittwoch

An diesem Morgen schien die Sonne. Penelopes Stimmung war blendend, als sie sich für die Schule fertig machte. Als sie ihren Kleiderschrank öffnete, wunderte sie sich jedoch ein bisschen. War der schon immer so leer gewesen? Und hatte dort in der Ecke nicht immer ihr rosa Rollkoffer gestanden?

Nein, wahrscheinlich täuschte sie sich. Alles war in bester Ordnung. Es gab Wichtigeres. Nach der Schule musste sie nicht zu Edith. Sie würde ihrer Mutter sagen, dass sie mit ihrem Kumpel verabredet war und Frederik besuchen! Heute würde ein wunderschöner Tag werden, da war sie sich sicher!

Ausnahmsweise war Penelope eine der Ersten, die heute aus der Grundschule strömten. Obwohl, Penelope hüpfte eigentlich eher, weil sie so hibbelig war.

Edith bemerkte sie erst, als sie um ein Haar gegen sie gestoßen wäre. Penelope hoffte, dass Edith sie wie durch ein Wunder nicht gesehen hatte und lief weiter. Da spürte sie, wie jemand ihren Schulranzen packte.

„Penelope, warte! Es ist wichtig!“

Was war denn so wichtig, dass Edith ihr an der Schule auflauerte?

„Penelope, Gérard und deine Mutter haben sich getrennt.“

Penelope blieb überrascht stehen. Na endlich! Gérard war eh ein Blödmann gewesen.

„Penelope, bitte komm jetzt mit. Deiner Mutter geht es wirklich nicht gut, und wir wollen ihr doch keine unnötigen Schwierigkeiten bescheren.“

„Aber wieso kann ich denn jetzt nicht einfach nach Hause gehen?“

Ediths Gesichtsausdruck veränderte sich, und sie blickte Penelope nun fast mitleidig an. „Kind, Gérard hat euch aus dem Haus geworfen. Deine Mutter hat mich gestern angerufen und mir alles erzählt. Ihr wohnt ab jetzt wohl bei mir.“

Bei diesem Gedanken machte Edith dann doch wieder ihr übliches säuerliches Gesicht. Penelope bekam große Augen. Ihr wurde erst jetzt die ganze Tragweite des Ereignisses bewusst.

„Aber . . . Aber das kann der doch nicht machen“, stammelte sie entgeistert.

„Nun ja, doch. Das Haus gehört ja ihm. Und jetzt komm. Bitte.“

Edith griff nach Penelopes Hand, und diese ließ sich widerstandslos mitziehen.

Es herrschte eine fast geisterhafte Stille, als Edith die Wohnungstür aufschloss, nur unterbrochen durch das unterdrückte Schluchzen von Penelopes Mutter. Penelope war wütend. Auf alle: Auf Gérard, diesen . . . diesen . . . Ihr fiel kein Schimpfwort ein, das ihm gerecht wurde. Auch auf ihre Mutter, weil sie nie etwas gesagt hatte. Und auf sich selbst. Weil sie nichts gemerkt hatte. Wie traurig ihre Mutter in den letzten Tagen gewesen war. Wie oft sie geweint hatte. Und Penelope hatte sie nicht einmal getröstet. Die Wut brodelte so heiß in ihr, dass sie am liebsten gleich wieder weggerannt wäre. Nein. Jetzt nicht.

Sie folgte Edith ins Esszimmer. Ihre Mutter saß am Tisch. Sie sah furchtbar aus. Ganz klein und zusammengesunken. Ihre Augen waren rot geschwollen und die Schminke hatte sich in Schlieren über ihre Wangen verteilt. Vor ihr stand eine Flasche Wasser und daneben lag ein Berg Taschentücher. Ihr Blick war glasig. Bei ihrem Anblick schrumpfte Penelopes Wut erst zu einem winzigen Klumpen zusammen, um danach zu doppelter Größe anzuwachsen.

„Das ist jetzt schon die zweite Flasche Schnaps“, meinte Edith und nahm energisch die Flasche.

Das war also kein Wasser. Penelope kam sich dumm vor. Nein, sie war dumm. Sie musste an Frederiks „Tannenzapfen-Wasser“ denken und fühlte sich noch dümmer. Sie wollte zu Frederik und ihm alles erzählen.

„Nein!“, flüsterte sie und machte einen zaghaften Schritt auf ihre Mutter zu. Diese wandte nicht einmal den Kopf. „Mama?“

Ihre Mutter reagierte nicht.

Edith legte eine Hand auf Penelopes Schulter. „Du solltest jetzt besser auf dein Zimmer gehen. Ich werde später mit Friederike sprechen. Ach ja, und komm nicht auf die Idee, wieder auszubüxen. Vor allem nicht in den Wald.“

Penelope zuckte ertappt zusammen, doch sie fing sich wieder. „Jetzt plötzlich sorgst du dich um mich?“, warf sie Edith an den Kopf.

„Ja, ähm, also . . . Der Wald ist . . . Ähm . . . gefährlich“, stammelte Edith wenig überzeugend. Irgendetwas verbarg auch sie vor Penelope.

„Wieso erklärt mir eigentlich nie einer was?“, rief Penelope aus und stapfte wütend auf ihr Zimmer, damit Edith nicht sah, dass sie zu weinen angefangen hatte.

Der Tag zog sich wie Kaugummi. Edith hatte sich in ihr Fernsehzimmer gesetzt, um Penelopes Zimmertür zu beobachten, die direkt gegenüber lag. Heute schlief sie leider nicht ein. Penelope hatte noch einmal versucht, mit ihrer Mutter zu sprechen, doch diese hatte daraufhin bloß angefangen, hemmungslos zu schluchzen. Irgendwann hatte Penelope versucht, sich mit Hausaufgaben abzulenken, doch es hatte nichts gebracht. Sie hatte versucht zu lesen. Sie hatte Kissen gegen die Wände geworfen, bis Edith sie geschimpft hatte. Irgendwann hatte es angefangen zu dämmern und Penelope war ins Bett gegangen.

Sie hörte, wie Edith den Fernseher abstellte und ins Esszimmer ging. Dort begann sie, leise auf Penelopes Mutter einzureden. Schon wieder war Penelope außen vor. Es fühlte sich so an, als hätte mit ihr nie jemand über irgendetwas geredet. Wütend sprang sie aus dem Bett. Der Schlüssel zur Wohnungstür lag auf dem Schränkchen im Flur. Sie schloss leise die Tür auf. Sie würde nur ganz kurz weg sein. Wahrscheinlich würde es niemand merken. Ihre Mutter brauchte sich keine Sorgen zu machen. Aber die sagte ihr ja auch nie was. Genau – wahrscheinlich war Penelope ihr vollkommen egal!

„Jetzt heul nicht schon wieder los. Gleich bist du bei Frederik. Der wird dich trösten“, sprach sie sich selbst Mut zu, während sie durch die Dunkelheit rannte.

„Friederike!“ Edith setzte sich zu ihrer Tochter an den Tisch.

„Lass mich in Ruhe“, schniefte Friederike.

„Hör mal, du kannst doch nicht den ganzen Tag rumsitzen wie so ein Häuflein Elend. Er war ein Idiot. Du bist zu gut für ihn. Kauf dir halt ein neues Haus. Hast doch genug Geld!“

„Hau ab!“

Edith seufzte. Im Trösten war sie noch nie gut gewesen. Also spielte sie ihren Trumpf aus. „Gott, du bist ja schlimmer als dein Vater. Er war auch zu sanftmütig. Meistens. Zumindest konnte er genauso wenig mit so was umgehen wie du.“

Friederike sah überrascht auf. Edith sprach so ungern über ihren Vater, dass sie fast vergessen hatte, dass er mal existiert hatte.

„Wieso musste das alles passieren?“, schluchzte sie. „Er hat gesagt, er liebt mich nicht mehr. Er . . . Er hat gesagt, es sei Penelopes Schuld. Ich schaff das nicht noch mal. Ich war doch schon, nachdem Christian mich verlassen hatte, völlig verloren. Ich halt das kein zweites Mal durch!“

„Du musst aber. Von mir aus tu’s für Penelope, das kleine Biest. Sie braucht ihre Mutter. Sonst verkommt sie ja völlig. Ach, Friederike, ich mache das doch vor allem für dich. Dass ich auf sie aufpasse. Weil uns das Gleiche passiert ist.“

Friederike seufzte entnervt. „Christian war ein Idiot. Und Gérard wohl auch. Das ist was anderes, als wenn jemand stirbt. Wie mein Vater.“

Wenn du wüsstest, dachte Edith.

Im Haus des Bauern brannte Licht. Penelope duckte sich und schlich schnell über den Hof zum Waldrand. Nicht dass jemand glaubte, sie würde den Hühnern die Eier klauen oder so. Sie flitzte in den Wald. Den Weg kannte sie inzwischen sogar im Dunkeln in- und auswendig.

In Frederiks Küche brannte kein Licht. Sie stieß die Tür auf.

„Frederik?“, rief sie, während sich ihre Augen langsam an die Dunkelheit gewöhnten.

Frederik war nirgends zu sehen. Sollte sie in seinem Schlafzimmer suchen? Sie war inzwischen zu dem Schluss gekommen, dass Frederik die einzige Person im ganzen Universum war, die sie noch mochte, also entschied sie sich dafür.

Frederik war nicht im Schlafzimmer. Penelopes Wut war verraucht. Sie wollte nicht zurück. Aber hier war es so gruselig, wenn man allein war. Allein. Wo war Frederik? Penelope hatte nicht den blassesten Schimmer. Aber er *musste* ihretwegen gegangen sein.

„Er mag mich nicht mehr“, flüsterte sie mit bebender Stimme.

So musste es sein. Sie rollte sich auf dem Bett zusammen, während Tränen ihre Wangen hinunterströmten.

Donnerstag

„Penelope! Was machst du mitten in der Nacht in meiner Hütte?“

Träumte sie? Oder war das wirklich Frederik, der da reichlich verwirrt auf sie hinabsah? Was machte der denn hier?

„Du bist doch weggegangen, weil du mich nicht mehr magst. Genau wie der Rest der Welt. Und alle verschweigen mir etwas. Und . . .“

„Was redest du denn da für einen Unsinn? Deinetwegen habe ich endlich Michi besucht. Wir haben über so vieles geredet. Stell dir vor: Jemand gibt ihm jede Woche Geld dafür, dass er mir den Essenskorb bringt. Wer würde . . .“ Er unterbrach sich und sah in Penelopes verwirrte Augen. „Was ist denn los? Wieso denkst du, dass dich keiner mehr mag?“

„Naja, also Gérard, dieser Blödmann, hat uns rausgeschmissen. Jetzt wohnen wir bei meiner Großmutter. Und meine Mama weint immer. Sie hat mir nix gesagt. Und deshalb dachte ich irgendwie, jeder verschweigt mir was und keiner mag mich. Und da wollte ich zu dir gehen, aber du warst nicht da und dann war ich ganz traurig, aber irgendwann muss ich eingeschlafen sein.“

Frederik ließ sich neben sie aufs Bett sinken und tätschelte ein wenig unbeholfen ihre Schulter. „Oh, Penelope, das tut mir furchtbar leid. Dieser Gérard ist ein Idiot, dass er euch sitzen lässt. Aber deine Mutter wollte dich einfach nicht so traurig machen, deshalb hat sie dir nichts gesagt. Weil sie dich liebhat. Du solltest zurück nach Hause, also zu deiner Großmutter, gehen und dich mit ihnen aussprechen.“ Bei seinen letzten Worten wurde sein Gesichtsausdruck melancholisch.

„Kann ich nicht noch ein bisschen bleiben? Ich will gerade einfach nicht an das alles denken. Kannst du mir nicht irgendwas erzählen? Zum Beispiel, warum du hier im Wald wohnst.“

Frederik zögerte. „Es ist eine sehr blöde Geschichte. Du wirst mich danach nicht mehr mögen. Und vor allem habe ich niemandem je davon erzählt.“

„Aber ich habe dir auch von den ganzen blöden Sachen in meinem Leben erzählt! Och, bitte!“, bettelte Penelope und sah ihn mit ihrem rührendsten Hundeblick an. Als er wegsah, wusste sie, dass sie gewonnen hatte.

„Na gut, wir sollten da anfangen, wo ich meine Frau kennengelernt habe. Na gut, wir haben nie geheiratet.“

Penelope unterbrach ihn: „Kann man den Liebeskram nicht weglassen? Macht doch eh nur Probleme.“

„Ich hab doch gesagt, es ist eine blöde Geschichte.“

„Naaaa gut.“

Frederik nahm all seinen Mut zusammen und begann zu erzählen: „Es ist jetzt schon 56 Jahre her. Ich war gerade erst 22 geworden.“

„Boah, wie alt du bist!“, kommentierte Penelope staunend.

Frederik verdrehte die Augen und fuhr fort: „Ich war allein im Kino. Ich habe Filme geliebt. Ich wollte mal selber welche machen. Dort traf ich sie das erste Mal. Ich erinnere mich noch ganz genau: Sie ereiferte sich lautstark darüber, ich säße auf ihrem Platz. Also bot ich ihr kurzerhand den Platz neben mir an, der frei geblieben war.“ Er lächelte traurig. „Es war irgendwie Liebe auf den ersten Blick, obwohl das doch eigentlich nur in Büchern oder Filmen passiert. Trotzdem haben wir perfekt zueinander gepasst. Für andere war sie vielleicht jähzornig und ich langweilig. Aber sie hatte bloß Temperament und ich konnte sie zurück auf den Boden bringen. Ich habe sie so sehr geliebt.“ Verträumt sah er in die Ferne.

„Was ist denn nun passiert?“, wollte Penelope ungeduldig wissen. „Das Blöde muss doch noch kommen.“

Frederik seufzte. „Ja, da hast du leider recht. Wir waren ein Jahr ein Paar, als ich mich dazu entschloss, sie zu heiraten. Ich gab eine Stange Geld für einen wunderschönen Verlobungsring aus und lud sie zum Essen ein. Ich sagte ihr, es gäbe tolle Nachrichten und sie sagte, sie hätte mir auch etwas Schönes zu erzählen.“

„Oh, was denn?“

„Nun, beim Essen eröffnete sie mir, sie sei schwanger. Und daraufhin machte ich dann den größten Fehler meines Lebens: Ich sagte ihr ins Gesicht, sie dürfe das Kind auf keinen Fall bekommen. Sie verstand nicht, wieso.“

„Ja genau! Wieso denn nicht?“, rief Penelope vorwurfsvoll aus.

„Ich war völlig schockiert. Ich dachte, das Kind würde alles kaputt machen. Es würde sie mir wegnehmen. Kinder machten nur Stress, wenn man mich fragte. Aber statt ihr meine Bedenken einfach mitzuteilen, zog ich mich immer weiter zurück und hatte schlechte Laune. Und die bekam sie zu spüren. Keine Sorge, ich hätte sie niemals geschlagen. Aber es war das erste Mal, dass wir so richtig Krach hatten. Sie verstand nicht, wieso ich so war, und das machte sie mir auch klar. Doch immer, wenn sie irgendwas aussprach, was mit dem Kind zu tun hatte, schloss ich mich in mein Arbeitszimmer ein. Am Ende sprachen wir nur noch das Nötigste miteinander. Und eines Morgens . . .“ Er stockte. „Da war sie weg. Hochschwanger. Sie ließ einen Zettel zurück, auf dem stand: ‚Das Kind kommt. Tut mir leid.‘ Und als ich diesen Zettel in der Hand hielt, setzte mein Gehirn endlich wieder ein. Ich kapierte, was ich für einen Mist gebaut hatte.“

„Ja, du hast dich echt wie ein Idiot benommen“, warf Penelope wenig hilfreich ein.

„Ja, danke auch.“

„Willst du mir nicht noch den Rest von der Geschichte erzählen?“

„Sie hat aber kein schönes Ende.“

„Na und? Ich bin doch kein Baby mehr!“

Frederik holte noch einmal Luft, bevor er weitererzählte: „Statt sie zu suchen und sie um Verzeihung zu bitten, ertränkte ich meinen Kummer in Alkohol. Das war’s dann auch schon wieder mit meinem Gehirn. Ich arbeitete nicht mehr. Alte Freunde wie Michi versuchten, mir zu helfen, aber ich wollte keine Hilfe. Irgendwann konnte ich meine Rechnungen nicht mehr bezahlen. In einem meiner seltenen lichten Momente veräußerte ich den Verlobungsring, beglich irgendwie meine Schulden und ging mit meinem letzten Geld hierher. Ich hatte gehört, dass Michi hierhergezogen war und den Sonnenblumenhof übernommen hatte. Trotzdem habe ich es über die Jahre nie fertiggebracht, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Zumindest kaufte ich diese Hütte und verkroch mich hier. Ich wollte nichts mehr mit Menschen zu tun haben. Sie sicher auch nicht mit mir.“

„Wow.“ Penelope hatte große Augen bekommen. „Das ist echt viel. Aber was ist mit deiner Frau?“

„Ach, keine Ahnung. Wir haben einander nie wiedergesehen. Mein Kind – keine Ahnung, ob sie es geschafft hat.“ Frederiks Stimme zitterte. „Ich weiß ja nicht mal, ob Junge oder Mädchen. Ich weiß nicht, wie mein eigenes Kind heißt.“ Seine Augen schimmerten. „Das Einzige, was ich über mein Kind weiß, ist, dass es wohl irgendwann im Juli geboren wurde.“

Es war sehr merkwürdig, Frederik weinen zu sehen. Penelope hasste es, zu weinen, doch an Frederiks Stelle hätte sie es genauso getan. „Frederik, das tut mir echt voll leid. Du hast echt Mist gemacht, aber ich, na ja, ich mach vielleicht auch Mist. Natürlich nur manchmal. Och, ich weiß echt gar nicht, was ich sagen soll. Da sind echt blöde Sachen passiert in deinem Leben. Also – tut mir leid.“ Sie tätschelte seine Schulter und versuchte dabei, nicht selber loszuheulen.

„Du weißt gar nicht, wie gut es tut, über all das zu reden“, meinte Frederik und wischte sich noch einmal über die Augen. „Kann ich dir vielleicht noch ein Bild von ihr zeigen? Der Vollständigkeit halber?“

„Du hast ein Bild von ihr?“ Penelope war überrascht.

„Sie weiß nicht, dass ich es habe, aber dieses Bild hat mich irgendwie durch all die Jahre gebracht.“

Penelope verdrehte die Augen angesichts so großer Worte. „Jetzt zeig halt her.“

Frederik erhob sich und nahm das Kästchen vom Regal, das sie schon bei ihrer zweiten Begegnung in seinem Schlafzimmer entdeckt hatte. Es kam ihr inzwischen vor, als sei das Jahre her. Ein goldenes Schloss zierte das Kästchen.

„Und, wo ist der Schlüssel?“, wollte Penelope neugierig wissen.

Vielleicht gab es hier ja lose Bodendielen und Wandtresore. Frederik schlüpfte aus seinem Pantoffel. Wortlos zog er seine Socke aus und schüttelte sie, bis ein kleiner goldener Schlüssel zu Boden fiel.

Penelope kniff angewidert die Augen zu. „Iiiiih, was für ein ekliges Versteck! Und wie das stinkt!!!!“ Mit zugehaltener Nase drehte sie sich weg.

„Also bitte, Prinzesschen, die Socken sind doch erst zehn Tage alt“, grinste Frederik und sah erfreut, wie Penelope noch theatralischer vor sich hin litt „Ich hab sie gestern frisch angezogen. Füße sind auch frisch gewaschen. Wir wollten doch eigentlich das Bild angucken. Schon vergessen?“

Sofort war das Leiden vergessen und Penelope setzte sich auf. Frederik schloss das Kästchen auf. Darin befand sich nur ein einziges Foto. Frederik nahm es heraus und betrachtete es einen Moment mit einer Mischung aus Liebe und unendlicher Traurigkeit. Dann reichte er es weiter an Penelope.

Die Frau auf dem Foto hatte dunkles Haar und dunkle Augen. Ihre Haare waren zu einem strengen Dutt zusammengefasst, was in einem krassen Kontrast zu ihrem Lächeln stand. Ihr Lächeln wirkte zwar etwas unsicher, aber ehrlich. Sie trug ein hübsches Kleid, welches ihr wirklich außerordentlich gut stand.

„Hach, ich erinnere mich noch an diesen Tag, als wäre es gestern gewesen“, seufzte Frederik. „Sie hatte große Angst, das Kleid zu tragen. Die Farbe war sehr gewagt.“

„Also bitte! Das ist grau!“, rief Penelope irritiert aus.

„Es ist ja auch ein *Schwarz-Weiß-Foto*, du Dummerchen!“ Frederik musste schmunzeln. „Das Kleid war leuchtend orange. Ich sagte ihr, sie sei wunderschön. War sie auch.“ Sein Blick verfinsterte sich. „Das verdränge ich meistens, aber das war der Tag, wo ich ihr den Antrag machen wollte.“

„Oh“, machte Penelope betroffen.

Sie blickte wieder auf das Foto. Ja, die Frau sah wirklich sehr hübsch aus. Fast ein bisschen wie Penelopes Mutter. Eigentlich sogar ziemlich viel wie Penelopes Mutter. Oder bildete sie sich das nur ein? „Ey, Frederik“, begann sie, doch er schien mit seinen Gedanken woanders.

Zärtlich strich er über das Gesicht auf dem Foto und murmelte: „Meine geliebte Edith, hätten wir bloß eine zweite Chance.“

„Oh, haha, Edith – so heißt meine Großmutter auch. Und . . .“ Plötzlich machte etwas in Penelopes Kopf „Klick“. „Oh mein Gott! Nein, das da ist doch nicht etwa . . . Nein! Das . . . Das . . . Doch, irgendwie . . .“

Fragend blickte Frederik sie an.

Penelope holte tief Luft und sprach das Unglaubliche aus: „Ähm, Frederik, das da auf dem Foto . . . Ich glaube, das ist meine Großmutter Edith.“

Ja klar, Prinzesschen. „Bist du dir sicher?“, zweifelte Frederik „Ja, aber das würde ja bedeuten, dass . . .“

Penelope riss die Augen auf. „Du . . . Du bist mein Opa!!!“, schrie sie. Sie schien sehr von ihrer Theorie überzeugt. Könnte es wirklich sein, dass . . .

Frederik begann, an das nahezu Unmögliche zu glauben. „Bist du dir wirklich ganz, ganz sicher?“, fragte er. „Ja, verdammt! Das ist sie!“

Er dachte an Penelopes Schilderungen ihrer Situation zu Hause und bei ihrer Großmutter. Und plötzlich passte es. Er sah zu ihr. Das Etwas. Da war es! „Wieso habe ich das nicht früher erkannt? Ihr seid einander so ähnlich. Ich kann mir schon vorstellen, wie ihr euch immer in die Haare kriegt.“

Ungläubig schüttelte Frederik seinen Kopf. Dort herrschte mit einem Mal eine riesige Leere, obwohl in diesem Moment so viele Gedanken auf ihn einprasseln sollten. Dann strömte alles auf ihn herab wie ein riesiger Wasserfall. Sie waren so nah gewesen . . . all die Jahre. Wieso hatte er sich nie auch nur ansatzweise darum gekümmert? Immer den ganzen Tag nur zu Hause gehockt und böse geguckt hatte er. Wieso konnte er nicht einmal in seinem Leben etwas richtig machen? Und irgendwann hätte er ins Gras gebissen und nichts von alledem gewusst, wäre nicht Penelope aufgetaucht. Er dachte daran, wie ablehnend er sich anfangs ihr gegenüber verhalten hatte. Was war er doch für ein Idiot! Am besten blieb er noch die nächsten hundert Jahre hier in seiner Hütte. Da konnte er immerhin nichts falsch machen.

Penelope hüpfte aufgeregt hin und her. „Soll ich es Mama und Edith sagen?“

Frederik kehrte in die Realität zurück. Penelopes Mutter. Seine Tochter? „Deine Mama – sie ist doch die Tochter von Edith, oder?“

Penelope nickte.

„Wie heißt sie?“, wollte er wissen.

„Friederike.“

„Friederike – Frederik.“ Frederik spürte schon wieder Tränen in sich hochsteigen. „Denkst du, sie will überhaupt mit mir reden?“

„Klaro. Die verzeiht jedem. Wahrscheinlich verzeiht sie sogar Gérard, diesem aufgeplusterten Blödian.“ Tadelnd schüttelte Penelope den Kopf.

Ein warmes Gefühl breitete sich in Frederiks Innerem aus. Wenn es stimmte, was Penelope behauptete, dann . . . Zwei kleine Arme schlangen sich um seinen Hals. Penelope hing an ihm wie ein kleiner, pinker Klammeraffe. Ganz vorsichtig umarmte er sie zurück. Es war das schönste Gefühl auf der ganzen Welt.

„Hab dich lieb, Frederik“, wisperte Penelope. Und danach: „Sag mal, weinst du etwa schon wieder?“

„Nee, ich doch nicht“, schniefte Frederik.

„Schon gut. Ich auch. Ein bisschen.“

Penelope verließ Frederiks Hütte nur ungern, doch ihr war klar, dass sie sich nicht den Rest ihres Lebens im Wald verstecken konnte. Man sah ja, wie das ausging.

Die Sonne kam gerade hinter dem Horizont hervor, als Penelope Sonnenbach durchquerte. Sie öffnete leise die Tür von Ediths Wohnhaus, schlich die Treppe hinauf und schloss die Wohnungstür auf. Sie legte den Schlüssel zurück auf das Schränkchen neben der Tür und durchquerte auf Zehenspitzen die Wohnung.

„Guten Morgen, Penelope.“

Ertappt verharrte sie in der Bewegung. Verdammt. Ihre Mutter lehnte mit einer Tasse Kaffee in der Küchentür und lächelte zaghaft.

„Ähm, Mama, ich kann alles erklären.“

„Ich denke eher, ich sollte dir mal was erklären“, unterbrach Friederike sie. „Ich muss mich bei dir für alles entschuldigen, was ich dir zugemutet habe. Ich war eine furchtbare Mutter, und es tut mir alles schrecklich leid.“

Bevor sie zu einer langen Rede ansetzen konnte, platzte Penelope heraus: „Mama! Der Waldschrat – Frederik – er ist dein Vater! Und mein Opa! Und Ediths Geliebter.“ Die letzten Worte sprach sie etwas angeekelt aus –dieser ganze Liebeskram nervte!

Friederike sah sie entgeistert an. „Du verarschst mich, oder? Wirklich, ich kann verstehen, dass diese Situation schwer für dich ist, aber . . .“

„Mama! Ich mein es ernst! Ich kann dir alles erklären.“ Penelope zog ihre Mutter in ihr Zimmerchen und neben sich auf das Bett. „Also, es fing alles letzten Samstag an, da hatte ich eine Mordswut auf Edith . . .“

Penelope schilderte die letzten Tage in allen Einzelheiten. Ihre Mutter stellte keine Fragen. Sie hörte bloß aufmerksam zu, und Penelope sah ihr an, dass sie ihr jedes Wort glaubte. Sie wäre gern in lauten Jubel ausgebrochen, doch der spannendste Teil ihrer Geschichte kam ja erst noch. Als sie die Stelle schilderte, wo sie Edith auf Frederiks Foto erkannt hatte, war es endgültig um ihre Mutter geschehen: Sie brach in Tränen aus.

Sie redeten noch lange weiter. Friederike vergab Frederik – das war ja klar gewesen – und wollte ihn unbedingt kennenlernen. Sie sagte: „Jeder macht Fehler. Auch ich und du. Und Edith. Und Gérard.“

Penelope war trotzdem der Meinung, dass Gérard ein Vollidiot war.

Irgendwann entschuldigte Friederike Penelope in der Schule. Sie unterhielten sich weiter. Als Penelope Hunger bekam, machte Friederike Kakao und holte Kekse. Penelope war glücklich. Wie hatte sie jemals denken könne, dass sie ihrer Mutter egal war? Es war toll, ihre Mutter endlich mal wieder ganz für sich alleine zu haben! Nicht mal Edith nervte.

„Wo ist Edith eigentlich?“

Friederike zuckte die Schultern. „Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass sie zum Sonnenblumenhof wollte. Und um halb drei geht sie zum Bingo.“

Penelope wollte schon einen abfälligen Kommentar loslassen: Bingo – das war doch dieses stinklangweilige Spiel, wo alte Leute rumsaßen und Zahlen ankreuzten, oder? Da hatte sie einen Geistesblitz.

„Aber natürlich! Viele alte Leute! Und sogar Edith!“, rief sie euphorisch und sprang auf. Sie drückte ihrer Mutter einen Kuss auf die Wange und erklärte: „Sorry, Mama, hab dich lieb, aber ich muss jetzt ganz schnell los!“

Und dann war sie auch schon weg.

Bauer Michael Rainolt wunderte sich kein Stück mehr, als zum wiederholten Male ein knallpinker Wirbelwind über seinen Hof fegte.

Der Wirbelwind grüßte: „Hallo Michi!“

Dann begab Penelope sich schleunigst in Richtung Wald. Sie hatte eine Mission.

Frederik, seines Zeichens frischentdeckter Vater und Großvater, wunderte sich auch kein Stück mehr, als zum wiederholten Male ein knallpinker Wirbelwind einfach in seine Hütte hineinplatzte.

Der Wirbelwind rief: „Frederik! Ich hab eine super Idee!“

Frederik hob beide Augenbrauen. „Ach ja?“

„Ja, ehrlich! Ich nehm dich mit in die Stadt! Zum Bingo! Und da kannst du ganz viele alte Leute treffen!“ Erwartungsvoll sah sie ihn an.

„Auf gar keinen Fall, Penelope! Bei aller Liebe – aber alle werden mich anstarren.“

„Mann, Frederik, du alter Angsthase! Die meisten wissen doch gar nicht, wie du aussiehst“, erwiderte Penelope. „Och, bitte!“ Sie setzte ihren allerlieblichsten Hundeblick auf. „Und übrigens: Mama hat gesagt, sie will dich so schnell wie möglich kennenlernen.“

Spätestens bei dieser freudigen Nachricht knickte Frederik ein: „Na gut, aber ich muss mich vorher unbedingt noch rasieren. Was sollen denn sonst die Leute denken?“

„Boah, Frederik, wenn du weiter so guckst, starren dich bald wirklich alle an!“, mahnte Penelope.

Frederik versuchte, sich zu entspannen. Es musste ewig her sein, dass er so viele Leute auf einem Fleck gesehen hatte. Er setzte ein leicht verkrampftes Lächeln auf.

Der Bingo-Nachmittag fand im Gemeindesaal von Sonnenbach statt. Es waren große Gruppentische aufgebaut worden. An der letzten Wand war sogar ein Kuchenbuffet aufgebaut, aber keiner traute sich so recht zuzugreifen. Man wollte ja nicht verfressen wirken.

„Sag mal, musst du aufs Klo?“ Penelope grinste frech.

„Prinzesschen, du Plagegeist“, zischte Frederik.

Doch Penelope guckte schon wieder ganz woanders hin. „Sehr gut, da ist sie ja“, murmelte sie hochzufrieden.

Frederik folgte ihrem Blick. Er sah sofort, wen Penelope meinte.

Sie sah ihm in die Augen, und während sich Erkennen in ihren Zügen breitmachte, blieb die Zeit stehen. Eine halbe Ewigkeit schien zu verstreichen, während sie in den Blicken des jeweils anderen lasen.

Frederik warf ihr noch ein trauriges Lächeln zu, bevor Edith sich abwandte und hinter einer beleibten älteren Dame verschwand. Doch Frederik hatte eine Erkenntnis gewonnen.

„Sie wusste es schon seit vielen Jahren. Ich habe es in ihrem Blick gesehen“, verkündete er Penelope.

„Hä?“, machte diese nur und brummte dann: „Immer dieser Liebeskram.“

Bevor Frederik diesen „Liebeskram“ näher erläutern konnte, setzten sich die älteren Herrschaften auch schon an die Tische und nahmen ihre Bingo-Zettel zur Hand. Es ging los.

„Und mühsam ernährt sich das Eichhörnchen“, kommentierte Penelope einige Zeit später. Leider hatte sie da recht. Obwohl die Glücksfee unermüdlich Zahlen verlas, hatten Penelope und Frederik bis jetzt erst ein Kreuz setzen können. „Das ist ja echt todlangweilig“, meckerte sie weiter. „Und was soll man überhaupt damit?“ Sie deutete auf den Preis, der gerade verlost wurde, einen apricotfarbenen Hummer aus Porzellan.

Frederik fand das Tier eigentlich ganz lustig, aber hatte Erbarmen. „Dann geh du doch rüber zum Kuchenbuffet, das du die ganze Zeit schon so sehnsüchtig anschaust.“

Penelope sprang freudig auf und gab Frederik einen Kuss auf die Wange. „Danke, Freddi! Bist ein toller Opa!“

Penelope wollte sich gerade zwei besonders große Stücke Schokokuchen unter den Nagel reißen, als ihr jemand auf die Schulter tippte. Ertappt fuhr sie herum. Es war ein Mädchen, etwa in ihrem Alter, vielleicht auch ein bisschen älter. Sie hatte schokoladenbraune Haut, Augen in derselben Farbe, tiefschwarze Haare und trug ein hellrosa Kleid, wodurch sie bei Penelope schon mal ordentlich Pluspunkte sammelte.

„Hi“, sagte Penelope. „Schlimm hier, nicht?“ Sie schnitt eine Grimasse.

Die andere grinste und Penelope konnte ihre riesige Zahnlücke sehen. „Jup, definitiv. Ich komm, seit ich denken kann, jedes Mal mit meiner Oma her. Aber ich hab dich hier noch nie gesehen. Schön, dich kennenzulernen. Ich heiß übrigens Yolanda.“

Penelope lächelte zurück. „Ich bin Penelope. Ich bin mit meinem Opa hier. Aber zum ersten Mal. Ich kenne ihn noch nicht lang. Und meine . . . Oma ist auch da. Lange Geschichte.“

Yolanda sah zu den Bingo-spielenden Damen und Herren. „Ich denke, wir haben mehr als genug Zeit. Aber hättest du vielleicht etwas dagegen, wenn wir vorher das Kuchenbuffet plündern?“

Penelope grinste. „Niemals.“

Nachdem Penelope gegangen war, erhob sich Frederik ebenfalls. Er hatte auch etwas zu erledigen.

Er hatte sich bereits ganz am Anfang gemerkt, an welchen Tisch sie sich gesetzt hatte. Doch während er auf ihren Tisch zusteuerte, kamen ihm Bedenken. Würde sie ihn ignorieren? Würde sie ihn beleidigen? Nein, er würde einmal in seinem Leben nicht kneifen und sich verkriechen. Er sprang über seinen Schatten und tippte ihr schnell auf die Schulter. Sie wandte den Kopf.

„Hallo Edith. Es tut mir so leid“, murmelte er.

„Hallo Frederik. Mir tut es auch leid.“

„Ich glaube, wir müssen reden“, brachte er hervor.

Zu seiner großen Überraschung setzte Edith ein kleines Lächeln auf und wies auf den leeren Stuhl neben sich. „Dann setz dich mal.“ Sie zögerte, die nächsten Worte auszusprechen: „Freut mich, dich wiederzusehen. Aber lass dir das bloß nicht zu Kopfe steigen!“

Frederik grinste. „Niemals.“

EIN LEBEN IM SCHLINGERN

Kapitel 1: 'Rentrer chez moi' mais c'est pas comme on l'image

„Das war's für heute“, murmele ich, mittelmäßig zufrieden mit den Ergebnissen des Tages, als ich zu Hause ankomme. Ich schließe die Tür auf und schleiche mich am Esszimmer vorbei die Treppe hoch in mein Zimmer. Erstmal entspannen und aufladen, bevor ich der Familie entgegen treten kann.

Ich lege meinen Ranzen neben den Schreibtisch und lasse mich aufs Bett fallen, endlich Wochenende – oder noch nicht ganz, ich muss heute noch alle Hausaufgaben für die nächste Woche erledigen, da ich neuerdings die Angewohnheit habe, am Wochenende immer in eine Prokrastination zu fallen und nichts zu machen. Ich lasse meinen Kopf müde in das Kissen sinken und stöhne leise.

„Warum versuchst du das überhaupt, Luca? Es nützt ja eh nichts.“ Ich fühl mich so unendlich kraftlos und müde. „Ach, jetzt mach mal halblang, du bist einfach zu faul, sonst nichts.“

Mein Magen knurrt hörbar. Also schleppe ich mich hinunter in die Höhle des Löwen: Das Essen mit meiner Familie. Ich merke schon, als ich das Zimmer betrete, dass etwas nicht stimmt. Meine Schwestern haben schon wieder diesen passiv-aggressiven Blick drauf. Du musst sie nur falsch anschauen und sie reißen dir den Kopf ab und schieben ihn dir hinten wieder rein. Doch trotz der sehr großen Kraft, die mich wieder nach oben in mein Bett zwingen will, setze ich mich durch und nehme am Tisch Platz. Ich atme einmal tief ein und aus und nehme mir von den Nudeln und der Tomatensauce. Um die Stimmung etwas aufzulockern, lächele ich meine jüngere Schwester Janine an und versuche ihr ein Kompliment über ihren Klamotten zu machen.

„Hey Janine, ich mag den Pulli, wo . . .“

„Digga, das ist nicht deiner, krieg dich mal wieder ein. Ich nehme mir einmal was von dir, und du hältst mir das noch Jahre vor, oder?“

Es scheint, sie hat genau darauf gewartet, und mit ihrer komplett übertriebenen, arroganten und keinen Platz für Gegenworte lassenden Art schreit sie: „Halt doch einfach die Fresse!“

Dann nimmt sie ihren Teller, schmeißt ihn in die Spülmaschine und rauscht aus dem Esszimmer die Treppe hoch. Alles, was wir noch von ihr hören, ist das Knallen ihrer Zimmertür. Meine ältere Schwester Louis schaut mich vorwurfsvoll an und ermahnt mich mit ihrer bevorzugen Stimme: „Mensch Luca, kannst du sie nicht einfach in Ruhe lassen, wenn es ihr nicht gut geht?“

Mit den Worten nimmt auch sie ihren Teller stellt ihn zumindest sorgsam in die Spülmaschine und geht Janine nach. Ich blicke zu meiner Mutter nach links, doch sie hat wieder irgendwelche Streitigkeiten mit meinem Vater zu meiner Rechten. Und als könnte ich es voraus sagen, keift sie ihn an: „Ganz ehrlich, Oswald, warum bist du jetzt wieder so angepisst? Ich kann das Mädchen nicht überallhin kutschieren. Sie wird das eine Mal auch alleine zum Sport kommen.“

„Als wäre das das Einzige. Wie war das nochmal vor einem Jahr, wir teilen die Hausarbeit untereinander auf? Im Moment sieht es so aus, als würde mal wieder alles an mir hängen bleiben.“

„Wie oft muss ich dir sagen, dass du mir rechtzeitig Bescheid sagen sollst, wenn du meine Hilfe brauchst. Heute kann ich nicht. Ich muss nochmal in die Kanzlei.“

Genervt antwortet er: „Ja, wie gesagt: Irgendein Arsch macht es ja sowieso!“

„Okay, Oswald.“ Sie setzt ihren Anwaltsblick auf. „Du weißt ganz genau, dass das Geld nach dem Umbau fehlt und ich wirklich mir den Arsch abarbeite, damit wir nicht in Schulden ertrinken. Das könntest du vielleicht mal in Betracht ziehen. Aber nein, dir reicht ein klares Feindbild. Hauptsache, ich bin an allem schuld.“

„Okay. Okay. Nee nee. Okay, sicher. Dann bleiben die Bäder halt dreckig. Ich habe jetzt einen Elterntermin mit Louis beim Therapeuten!“

Er verlässt das Esszimmer mit einer verletzten Stimmung. Mamas Blick fällt in die Flamme der Kerze und wird glasig. Sie versucht ihn wütend wirken zu lassen, doch ich kann ihren Schmerz genau herauslesen. Nach einer gefühlten Ewigkeit schweift ihr Blick nun zu mir. Sie verzieht ihr Gesicht zu einem gequälten Lächeln, steht auf und läuft in Richtung Tür, um sich auf den Weg zu ihrem Bureau zu machen, als müsse sie ihren Schmerz in Arbeit ertränken.

Das ist die einzige Art und Weise, wie das Esszimmer verlassen wird: Mit einer Streitstimmung. Ich bin der Auslöser, die Mitte jeder Auseinandersetzung. Es fühlt sich an, als wäre ich schuld an all dem Hass und der Missgunst meiner Familie. Mir ist der Appetit vergangen. Ich räume den Tisch ab und die Küche auf. Warum habe ich nicht einfach meine Klappe gehalten?

Kapitel 2: Louis a une question

Es ist spät, ich liege wach. Meine Gedanken lassen es nicht zu, dass ich auch nur in die Nähe eines schlafähnlichen Zustands gelange.

„Wie konnte ich nur zulassen, dass alles unkontrollierbar ausartet? Ich hätte besser vermitteln müssen!“

Ich liege unter der großen Decke und hoffe, dass sie bald aufhören.

„Oder meine Eltern beschwichtigen oder meiner Schwester . . .“

Ein Klopfen unterbricht den Sturm.

„Ja?“, frage ich zur Tür gerichtet.

„Hallo, ich bin wieder da.“ Es ist Louis, die in mein Zimmer lugt.

„Was gibt’s?“

„Du bist aber spät noch wach. Es ist ja fast ein Uhr. Egal, ich wollte nur sagen, dass das vorhin nicht ideal gelaufen ist. Ich hab‘ mich da ein bisschen mitreißen lassen. Es sind nur Mama und Papa, die wieder Stress machen. Egal. Ich wollte fragen, ob wir Morgen vielleicht zusammen spazieren gehen wollen. Wir könnten rüber in den Wald und dann bei David vorbeigehen, wenn du willst.“

Es dauerte etwas, bis mein Gehirn von Schutzmodus in Denkmodus wechselt, doch dann antwortete ich: „Warum?“

„Nur so.“ Ihre Stimme lässt einen Hintergedanken erahnen, „Schau nicht so ungläubig. Ich war jetzt so lange in der Klinik, und seitdem ich raus bin, was jetzt auch schon wieder fast ein halbes Jahr her ist, will ich einfach mal wieder mehr Zeit mit dir verbringen. Ist das so schwer zu glauben?“

„Okay.“

„Okay. Du kannst es glauben, oder okay. Lass uns spazieren gehen.“

„Beides. Wir können das gerne machen.“

„Sehr gut, dann gute Nacht.“

„Nacht.“

Kapitel 3: 'Je reste seule et oublié'

„Hey Louis, das war eine echt schöne Idee, diesen Ausflug zu machen. Der Wald ist immer so friedlich in der Herbstzeit. Schau dir mal die Bäume an, alles hat diese wolligen, braun-rot-gelb Farben.“

Mit einem leichten Schmunzler antwortet sie mit gerunzelter Stirn: „Es freut mich, dass die Bäume es dir so angetan haben, aber wann warst du das letzte Mal aus deinem Zimmer draußen, dass du dich so über ein paar laubende Bäume freust?“

In einer ebenfalls sehr übertriebenen Reaktion greife ich mir mit der Hand, die Fingerspitzen fest abgespreizt, an die Brust, weite meine Augen und rufe: „Excuse me?! Darf man sich nicht mehr über die Natur freuen?“ Dann nehme ich eine, ich nenne sie mal intellektuelle Stimme an und spreche weiter: „Außerdem möchte ich doch nur meinem kreativem Herz Ausdruck verleihen, indem ich den Versuch in Anspruch nehme, einen Bruchteil dieser an Schönheit nicht zu überbietenden Szene in Worte zu fassen und ihr die Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, die sie verdient.“

Wir beide brechen in Lachen aus, und sie rempelt mich ein wenig mit ihrer Schulter an, und ich stolpere und falle in den matschigen Graben am Rand des Weges. Das lässt uns nur noch mehr losprusten, und im Lachen zeigt Louis nur auf mich und versucht mir etwas zu sagen, doch außer Kicherlauten verstehe ich nur ein: „Tolpsch.“

Vom Boden strecke ich meine verdreckten Hände entgegen: „Schau, was du angerichtet hast. Ich bin der Länge nach in diesen Dreck-Sulch gefallen.“

Als ich zu ihr hochschaue, kommt die Sonne gerade hinter den Wolken hervor und scheint von hinten gegen sie, und ihre roten Haare glitzern und reihen sich perfekt in die herbstlichen Farben des Waldes ein.

Glücksend, betroffen, mit den Händen in den Taschen und eingezogenem Kopf presst sie ein „Es tut mir so leid“ raus. Ein weiterer Lacher entfleucht ihrem Mund: „Es war keine Absicht.“

Sie hilft mir auf, indem sie mich an meinen Unterarmen umständlich hochzieht. „Und hepp. Komm wir beeilen uns besser, dann kannst du dir bei David schnell die Hände waschen.“

Ich wedele meine Hände in der Luft, um den Dreck abfallen zu lassen. „Okay. Ah Mist, ich habe mir die Hand aufgeschubbert“, murmele ich in meinen nichtvorhandenen Bart.

„Ah, sorry.“

„Hast du ihn eigentlich gefragt, ob das wirklich in Ordnung ist, dass ich mitkomme? Ich möchte euch nicht stören oder so.“

„Du weißt doch, wie das in dieser Beziehung ist, ich unterdrücke David. Der hat gar nichts zu melden.“

Ein paar Sekunden laufen wir in Stille. „Manchmal denke ich wirklich, du meinst das ernst.“

„Doch, das ist mein voller Ernst.“

Ein paar weitere Sekunden Stille.

„Hey Luca, du weißt, dass ich dein Privatleben voll respektiere und so, aber wie sieht es bei dir eigentlich so mit Beziehung aus?“

„Also, wenn das eine Nachfrage ist, ob ich immer noch gay bin, dann ist die Antwort ja.“

„Hey, du weißt, ich judge nicht, wenn die AfD an die Macht kommt, lande ich mit dem Borderline auf jeden Fall auch in der Klappe. Ich wollte nur wissen . . . ob du . . . irgendwen . . .“

Ich atme tief ein und aus. Schlucke. Mein Hals ist plötzlich enger. „Also, ich bin noch so weit weg von einer Beziehung, wie man sein kann. Es ist auch im Moment einfach so, dass ich das nicht will.“ Es ist frischer geworden, und eine Gänsehaut ergreift meine Arme. „Außerdem ist das was für erwachsene Leute“, ich ziehe ein großes Lächeln über meine Lippen, „die ihr Leben aufgeben wollen, um sich von ihrem Partner unterdrücken zu lassen.“

Ich schüttle meine Arme etwas, damit mir wieder warm wird.

„Hab schon verstanden.“ Sie lässt ihren Kopf schweifen und genießt das Sonnenlicht, trotz welchem es unbehaglich kälter geworden ist. Als sie wieder auf mich zurückschaut, bemerkt sie nochmals, wie dreckig ich tatsächlich bin.

„Schau nur, deine schöne Hose an. Wenn wir später wieder zuhause sind, lass mich die für dich waschen, okay?“

„Wenn du möchtest. Aber ich kann das auch selber machen, das wollte ich eh mal lernen. Das ist so eine Sache, die man können sollte, . . . wenn man auszieht . . . irgendwann.“ Während des letzten Satzes ziehe ich meinen Kopf ein wenig ein.

„Oh, die Sonne ist schon wieder hinter den Wolken.“

„Jetzt heißt es wieder Bibbern. Und ja, das wäre eine nützliche Fähigkeit für das spätere Leben. Aber glaub mir, wenn du mit dem Abi fertig bist, dann ist das das Letzte, woran du denken wirst. Dann kannst du entspannen und nichts tun. Du kannst dann aufstehen, wann du willst und kannst deinen Tag selbst strukturieren. Ach, du wirst es lieben, wenn du frei bist von der Schule. Ich hasse diesen Druck, Leistungen erbringen zu müssen. Deswegen lasse ich einfach die Beine baumeln und mache nur das, was Spaß macht. Ah ja, ich kann es schon vor mir sehen, wie ich nächstes Jahr nach Portugal gehe. Erinnerst du dich an die Leute im letzten Urlaub, die da in diesem Hotel gearbeitet haben? Dann kann ich abends auf die Raves gehen, ohne dass ich mich mit Mama ständig streiten muss, wann ich nach Hause komme und wie ich wann meine Medikamente nehme oder sonst irgendwas, was auch immer die gegen mich hat.“

„Maha.“ Irgendwie war das trockener, als mein Kopf es ausdrücken wollte.

„Was?“

„Ich hab doch gar nichts gesagt.“

„Ja, das ist das Problem. Freust du dich denn gar nicht, dass ich bei dem FSJ angenommen wurde?“

„Ja, doch. Es ist ganz, ganz super, dass du da angenommen wurdest.“

„Was ist eigentlich gerade los mit dir? Ganz ehrliche Frage?“ Ihre Stimme nimmt die Kraft der Amazone an.

„Nichts Lass doch es einfach!“

Sie schaut mich mit diesem Blick an, dem ich nie entnehmen kann, ist es Bemitleidung, ist es Ekel oder einfach nur ein ‚Ich hätte es besser wissen sollen‘?

„Dann schmor halt.“

Dieser ihrer Kommentare lässt mich explodieren. „Ich schmore nicht. Weißt du was, ja, es kotzt mich des Todes an, dass du immer wieder mit deinen kack Reisezielen um die Ecke kommst, obwohl wir beide genau wissen, dass du dich nicht einmal aufraffen kannst, um deine Drogen in den Griff zu kriegen.“

Sie bleibt abrupt stehen, und ihr Gesicht ist weiß, die dunkelbraunen Augen tränengefüllt, bereit zu rollen.

„Wow, Luca, wusste nicht, dass wir so wenig voneinander halten.“

Dann dreht sie sich in die Richtung, aus der wir gekommen sind, und stürmt davon.

Was zur Hölle war das gerade? Wie konnte ich nur so die Kontrolle verlieren und es so eskalieren lassen? Klar, es ist vielleicht etwas blöd, dass sie weggeht, aber sie kommt ja irgendwann wieder. Das rechtfertigt nicht diese Reaktion, oder?

Kapitel 4: La culpabilité et l'aveu

Ich sitze auf einer Bank in demselben Wald. Bei mir hält sich gar nichts mehr zusammen, und es rollt mir alles über das Gesicht, was flüssig ist. Ich kann weder verstehen, noch kontrollieren, was gerade mit meinem Körper passiert, und es ist schrecklich. In dem Moment der Verzweiflung zücke ich mein Handy und rufe Elias an.

Er meldet sich mit einem „Ja?“, und der genervte Ton geht schon fast in eine Drohung über.

„Hi.“ Ich ziehe meine Nase hoch. „Elias. Ich –“ Mein stockendes Einatmen unterbricht mein Reden, „. . . bin‘s.“ Zu guter Letzt schlucke ich noch einmal. „Können wir reden?“

„Oh Luca, gerade ist wirklich schlecht. Ich . . .“

„Es ist in Ordnung, wenn es gerade nicht geht. Ich muss nur mit jemandem reden, ansonsten werde ich heute nicht schlafen können.“

Er atmet deutlich hörbar aus. „Ja, gut, ich werde einen Moment für dich haben. Was ich alles für dich tue. Aber gut. Wenn du morgen wieder aussiehst wie aus der Mülltonne, dann werde ich keine Chance haben, auf lange Zeit bei Finn und den anderen zu stehen. Komm, fang an, ich hab nicht den ganzen Tag Zeit.“

„Okay. Also, ich habe mich eben mit meiner Schwester gestritten. Darüber, dass sie schon wieder die Pläne nach Portugal erwähnt.“

„Oh Luca, die olle Kamelle wieder.“

„Mir ist etwas unheimlich ohne sie, denn sie die Einzige, die sich wenigstens etwas um mich geschert hat. Wenn ich dann ohne die Schule dastehe, ohne zu wissen, was ich später mal machen will . . . Sie macht sich doch über mich lustig.“

„Ja, ja . . . genau das.“

Seine Stimme ist abwesend, aber ich muss es alles einmal rausbekommen. „Ich unterstütze sie ja in ihrem Vorhaben, nur warum muss sie mir es immer wieder aufs Brot schmieren, dass sie wegzieht? Es ist verdammt hart, sich zusammenzureißen, wenn sie immer anfängt, über die blöden Plänen für ihre Zukunft zu reden. Wenn sie in das verschissene Portugal geht und ich hier alleine mein Abi mache und dann in meinem Zimmer verrotten werde. Alles dreht sich so schnell und rennt mir davon. Ich verliere den Griff über den Schaltknüppel des Gefährts meines mickrigen Lebens. Dann muss ich ihr noch erklären, dass ich keinen Freund suche und . . . es ist so aufbrausend.“

Da bringt er ein „So, so.“ heraus.

„Das, was ich ihr an den Kopf geworfen habe, war nicht nett von mir. Sie kann eigentlich . . . Nein, sie kann eigentlich schon einiges dafür. Es ist ihre Schuld, dass wir uns gestritten haben, weil sie sollte wissen, dass das mich . . . Ohhhhhhhhh Maaaaannnnnn. Sie nimmt mir alles weg

und lässt mich hier alleine zurück. Wahrscheinlich war dieser Ausflug nur geplant, weil sie mir das klarmachen wollte, dass sie gehen wird, und sie hier nichts mehr hält. Wie kann man nur so hinterhältig sein? Wie kann ich nur so dumm sein zu glauben, sie würde meine Gesellschaft mögen? Ich bin so ein dummes Stück Scheiße. Keiner mag meine Gesellschaft. Was ist meine Gesellschaft überhaupt? Ich rede nicht mal richtig, wenn man mit mir abhängt. Ich bin ein Langweiler und Mood-Sprenger und sollte mich nicht wundern, dass mich alle verlassen werden. Niemand fühlt sich wohl bei mir, egal wie krampfhaft ich es versuche. Und nach dem, was Louis erlebt hat, diese Geschichte mit Wiko. Ich bin einfach nicht das, was sie braucht, um ihr das Gefühl von Sicherheit zu geben. Sie muss gehen, und ich kann es nicht ändern. Jetzt fühle ich mich so dreckig, wie ich aussehe.“

„Mensch, das ist ja ein Ding“, sagt er trocken. „War das alles?“, setzt er hintendran.

„Ja.“

Ich weiß, dass er nicht an meinem Leben interessiert ist, doch trotzdem bin ich enttäuscht von der Wirkung dieses Gesprächs. Jetzt fühle ich mich benutzt und schäme mich auch etwas. Zumindest brauche ich nicht zu fürchten, dass er jetzt irgendetwas über mich weiß. Er hat nicht aufgepasst.

„Supi, wir sehen uns morgen.“

Mit diesen ebenso trockenen Worten legt er auf. Ich mache mich auf zu dem nächstgelegenen Bahnhof.

Kapitel 5: Les ados parmi eux

Montagmorgen. Ich spüre es wie einen Berg, der auf meinen gesamten Körper drückt. Ich muss in der letzten Nacht mein Bett durch das ständige Hin-und-her-Wälzen um die Hälfte abgeschubbert haben. Meine trockenen Augen weisen auf maximal fünf Minuten Schlaf hin.

Das Wecklied fängt schon von Neuem an, bis ich mich durchringen kann, die Decke wegzuschieben. Ich rolle mich aus dem Bett und bleibe erst mal weitere fünf Minuten auf dem Boden liegen. Ich sammle Kraft und bringe meine Hände in die Position, mich nach oben zu schieben. Ich kann meinen Körper nach sehr viel Überredungszeit, die länger dauert, je häufiger es passiert, dazu bringen aufzustehen, obwohl das meinem Gefühl nach das Schlimmste ist, was ich hätte machen können. Ich schlurfe zu meinem Schreibtisch. Die Schwerkraft des Bodens ist um ein Vielfaches größer als an normalen Tagen, weshalb ich mich den restlichen Tag einfach nur fallen lassen und für immer auf dem Boden liegen bleiben will.

„Nerv nicht und fang an zu arbeiten, du nutzloses Stück“ – ein Motivationsspruch, der wenig Effekt hat. Aber ich muss funktionieren. Das weiß ich.

Ich durchlaufe meine gewohnte Morgenroutine, die ich heute in einer Zeitlupe durchlebe. Doch nur ich laufe in Zeitlupe, und die Zeit außerhalb von mir läuft normal weiter, was mir jedoch erst auffällt, als ich dabei bin, mich anzuziehen. Mit einem Blick auf die Uhr sehe ich, dass der Bus in drei Minuten abfährt und ich fünf Minuten zur Haltestelle brauche. Ich senke meinen Kopf, indes mir aller Mut und alle Lust, weiterzumachen entfleucht.

„Scheiße“, entfährt es mir.

Ich versuche mich zu beeilen, schnappe mir nur noch meinen unvollständig gepackten Rucksack und haste so schnell es geht zum Bus. Das Herz klopft mir noch in den Ohren, als ich schon aus dem Bus wieder ausgestiegen bin und zur Schule hinüberlaufe. Was ein misslungener Morgen. In den ersten beiden Stunden Kunst kann ich wenigstens den verpassten Schlaf nachholen. Zum Glück sitze ich in der letzten Reihe. Ich schiebe, als ich mich neben Elias setze, nur ein knappes „Hi“ zu ihm rüber und falle fast auf den Stuhl und in den Schlaf.

Kapitel 6: Éveil surnoir

„Wach auf!“, kreischt eine beunruhigte und vertraute Stimme mir zu. Erst denke ich, es wäre meine kleine Schwester Janine, die einen Aufstand macht, als hätte ich ihr Leben ruiniert. „Du bist so cringe, Alter. Die Stunde ist vorbei. Beweg dich.“

Meine Augen springen auf. „Ja, ich bin wach, ich bin wach.“

Es ist kaum zu glauben, doch gleiche Wortwahl, aber andere Person. Ich kann mir meinen unausgepackten Ranzen nehmen und folge dem schon vorgegangenen Elias nach draußen. Ich pflege eigentlich keine tiefen Freundschaften, aber ich will auch nicht wie ein Komischer alleine auf dem Pausenhof stehen. Da jetzt aber fast alle meiner vorherigen Freunde die Schule letztes Jahr verlassen haben, meinte Elias, wir hätten es eh nötig, uns mit Gruppen zu treffen, die nicht „cringe“ sind. Also haben wir uns einer der „beliebten Gruppen“ angeschlossen. Das sind alles mit viel zu viel Testosteron geladene zu-cool-für-die-Schule-Jungs, die eigentlich nicht meinen Geschmack treffen. Das ist mir egal, besonders heute, solange ich nicht heraussteche und meine Ruhe habe.

„Das Telefonieren gestern war ja wirklich eine reine Zeitverschwendung, so wie du aussiehst. Du muss dich wirklich mal raffen, Alter, das ist ja widerlich, wie rot deine Augen sind.“

„Elias, weißt du was, ich gebe sowieso einen Scheiß auf diese ‚Gruppe‘. Also warum gehst du nicht zu denen alleine und leckst deren Ärsche, und ich verkrieche mich in die Toilette oder sowas, nur halt den Mund.“

Das war es dann mit unserer Konversation, und wir beide lassen uns stehen und gehen unserer Wege. Er zu der Gruppe und ich zum Raum, in dem wir jetzt Deutsch haben werden. Ich setze mich vor den Raum und lasse meine Gedanken mich zerfleischen.

Als Frau Heurdlib vor dem Raum erscheint und ihn aufschließt, da guckt sie etwas perplex: „Bist du ganz allein hier?“

„Ja, ich brauchte nur etwas Ruhe.“

„Und hast du gefunden, wonach du gesucht hast?“

Plötzlich platzt Juan auf unsere Lehrerin zu und spricht sie von der Seite an. „Frau Heurdlib, es tut mir leid, dass ich letzte Stunde nicht aufgetaucht bin, hier ist meine Entschuldigung.“

Ich schiebe mich an den beiden vorbei in den Klassenraum und nehme auf meinem Stuhl Platz. Wenig später erscheint auch Elias in der Tür mit der gesamten Gruppe, und als er ihnen so hinterhertrötet, merke ich, dass er ihnen auf die andere Seite hinterherdackelt, mich anschauend, als wäre er noch nicht fertig mit mir.

Was für ein Tag. Ich weiß zu Beginn des Unterrichts, dass Hopfen und Malz verloren sind, also werde ich mich erst gar nicht bemühen, mich zu beteiligen, denn alle meine Antworten sind eh falsch. Ich bin so dumm zu denken, ich könnte irgendetwas schaffen. Ich bin jeden zweiten Tag zu faul, mich an meine Hausaufgaben zu setzen und liege den ganzen Tag im Bett und schlafe. Ich kann mich einfach nicht durchsetzen, ich bin so beschissen darin, Dinge durchzuziehen, wenn ich sie mir vornehme. Ich nehme mir zu viel vor und schaffe davon nichts. Du bist so ein minderwertiges Stück Scheiße.

Als ich merke, dass ich mein Gesicht zu einer schmerzgefüllten Grimasse verzogen habe und meine Augen schon wieder anfangen zu tränen, ist es schon fast zu spät. Warum kann ich dieses Auf und Ab nicht verhindern wie ein ganz normaler Mensch? Warum bin ich so schlecht in allem, was ich tue? Ich habe nichts unter Kontrolle. Ich bin einfach falsch. Ich bin ein scheiß Verrückter, ein Opfer, weil ich einfach keinen Spaß am Leben habe. Außerdem verscheuche ich alle, die mir nahestehen. Alle Entscheidungen, die ich treffe, machen mein Leben nur noch schlimmer. Warum mache ich das alles hier? Ich bin so ekelhaft. Ich kann nichts. Ich bin nichts wert. Ich bin nichts.

Verdammt! Verdammt! Verdammt! Nicht jetzt losheulen. Okay, okay, okay! Konzentrier dich einfach auf etwas anderes. Ich sehe mich im Raum um, und mein Blick bleibt an ‚ihm‘ hängen. So, das ist Finn, mein Crush seit der fünften Klasse. Ich wische mir die wenigen Tränen aus den Winkeln meiner Augen. Atme tief ein und aus. Er trägt einen braunen Pulli, und ihm fallen die Haare querbeet ins Gesicht. Irgendwie . . . süß.

Ich habe wohl zu lange zu ihm hingesehen, denn auch er schaut zu mir und formt mit seinem Mund einen Kussmund. Für ihn ist das alles nur Spaß, doch ich laufe ein wenig rot an und ziehe meine Kapuze tief ins Gesicht, damit man es nicht erkennt. Er sitzt quasi quer gegenüber von mir und lacht sich mit seinen unglaublich süßen Grübchen kaputt.

Elias, der drei Sitze weiter links von ihm sitzt, wird stutzig, und dann fangen seine Augen zu glitzern an. Ich weiß nicht genau, ob ich vor Freude über Finn feuchte Augen habe oder weil ich mich so fühle wie ein verdammter dreckiger Lappen neben einer Heroinspritze an einem verranzten Bahnhof. Ich ziehe mein Handy heraus und öffne es. Noch fünf Minuten. Warum läuft die blöde Uhr nicht weiter?

Lenk dich irgendwie ab, denke ich. Ich stehe leise auf und gehe auf Toilette. Vor dem Spiegel atme ich tief ein und aus. Die Stimmen in meinem Kopf werden leiser, mit jedem Atemzug ein wenig. Und das waren viele Atemzüge. Als ich den Klassenraum wieder betrete, sehen mich alle an. Manche brechen in Gelächter aus, andere schauen schuldig zu Boden. Ein paar bringen ein gezwungenes Lächeln hervor, aber in ihren Augen kann ich Ekel erkennen. Es ist, als könnten sie meine Gedanken lesen und mir bestätigen, dass ich genauso bin, wie ich mich fühle.

Aus der hintersten Ecke grölt einer: „Schwuchtel.“ Es trifft mich wie der Blitz, mit der Ausnahme, dass ich nicht zu Staub zerfallen darf, sondern den gesamten Anschwall der Scham und Selbstverachtung spüren kann.

Zum Glück rettet mich die Schulglocke, bevor ich komplett in Tränen ausbreche. Ich kann nicht mal Elias verstehen unter den Stimmen. Als ich zu ihm rüber blicke, sehe ich nur sein hämisches Lächeln, so als sei jetzt Gerechtigkeit getan. Ich schnappe mir meine Tasche und renne zur Bushaltestelle. Den ganzen Weg nach Hause heule ich wie ein Wasserfall.

Zu Hause angekommen bin ich froh darüber, dass meine Stoßgebete erhört wurden und alle außer Haus sind. Ich fühle mich so unbeschreiblich sauer, aber nicht gegen Elias oder die Klasse, sondern gegen mich. Ich bin zu schwach gewesen, mein Innerstes versteckt zu halten und musste mit jemandem reden. Ich musste dann gegen diesen Jemanden einen Streit anfangen. Ich bin für mein eigenes Pech verantwortlich.

Ich stehe in der Küche, die Welt um mich bebend, zerberstend und ich daran schuld. Dafür muss es eine Strafe geben, für meine Schandtaten. Die Stimmen müssen stoppen. Ich blicke mich um, schnappe das große Brotmesser und schneide mir den linken Arm auf.

TAUBENKRUMEN

Der Pfarrer entließ die christliche Gemeinde mit Sendung und Segen. Alle strömten aus der Kathedrale, außer ein paar, welche noch persönlich mit dem Gottesvertreter reden wollten.

Der alte Mann ging als einer der Ersten. Sein grauer Bart war ungepflegt, und seine Haare waren nicht gekämmt. Gestern Abend hatte er vor lauter Selbstmitleid Erlösung am Grund einer Flasche Kräuterlikör gesucht, doch nicht gefunden. Er fühlte sich schlecht, also ging er in die Kirche, damit ihm seine Sünden vergeben würden. Doch er hatte lange Zeit nicht mehr das Gotteshaus besucht, deswegen ging er schnell, damit niemand merken konnte, dass er gekommen war. Die Leute mochten ihn nicht sonderlich. Sie bemitleideten ihn alle, doch tief in seinem Innern wusste er, dass sie ihn hassten für das, was er getan hatte, dafür, dass er ihnen ihr Leben in dieser perfekten Bilderbuchwelt mit seinem Schicksal zunichtemachte.

Doch einen Moment lang sah er hinüber zu dem Friedhof, der still da lag und den Mann an seine Traurigkeit erinnerte. Er konnte sich nicht mehr helfen, jetzt wo er das Grab so sah, musste er hingehen. Ganz langsam und voller Angst schlich er an den Stein, auf dem der Name seiner geliebten Gemahlin stand.

„Eleanor Stark, 12. April 1930 bis 24. Dezember 1964“, wisperte er.

Das zu lesen, überströmte ihn mit so einer Trauer, dass er fürchtete, auf der Stelle zusammenzubrechen. Er wollte umdrehen, einfach verschwinden, deswegen wollte er nie wieder zu diesem Ort zurückkehren. Es gab zu viele Erinnerungen, die alle in ihm hochkamen. So lange hatte er versucht sie zu vergessen.

Er drehte sich um und war gerade dabei zu gehen, als er ein leises unschuldiges Gurren hörte. Tränen schossen ihm in die Augen. Eleanor hatte Tauben geliebt. Als er sich umdrehte, sah er eine kleine Taube mit großen Augen, die ihm in die Seele schauen konnten. Der Vogel war dünn, er musste mehrere Tage nichts gefressen haben.

In seiner Tasche war noch altes Brot. Der Mann holte es heraus und wollte es der Taube einfach hinschmeißen, doch er sah die Hoffnung in den Augen des Vogels. Sie hatten einen kleinen gelben Fleck. Er musste stehenbleiben.

Schließlich brach er ein Stück des Brotes ab, und die Taube kam direkt auf seine Hand zugeflogen. Er bückte sich. So hatte er mit Eleanor immer Tauben gefüttert. Die Erinnerung war schmerzhaft, aber auch irgendwie erleichternd. Tränen steigen ihm in die Augen. Er ließ sie einfach sein Gesicht hinunterlaufen, so wie er es viele Jahre unterdrückt hatte.

Es knackte hinter ihm. Erschrocken fuhr er herum. Ein kleiner Junge, vielleicht gerade mal sechs oder sieben Jahre alt sah ihn mit erstaunten Augen an.

„Was machst du hier?“, fragte der Junge neugierig.

„Nichts“, erwiderte der Mann trocken.

„Aber ich seh‘ es doch! Du fütterst die Tauben da.“

Der Mann sah zu seiner Hand. Es waren viele Tauben dazugekommen.

„Dann weißt du ja, was ich mache.“, sagte er.

Er ging Kindern lieber aus dem Weg, da sie ihn an zu viele Dinge erinnerten.

„Ja, ich weiß. Das war eine dumme Frage. Aber wenn mir etwas einfällt, muss ich es sofort sagen. Meine Mama sagt, ich soll lieber nicht so viel reden, weil das nervig ist.“

„Du solltest auf deine Mutter hören“, sagte der Mann in der Hoffnung, der Junge würde bald verschwinden. Doch je länger er den Jungen ansah, desto mehr dachte er, er hätte ihn schon mal gesehen.

„Ja, das sagt sie auch immer. Sie sagt auch, ich soll nicht mit Fremden reden, aber ich denke immer, wenn ich mich doch vorstelle, sind es keine Fremden mehr. Also, ich heiÙe Rasmus. Und du?“

„Henrik, Henrik Stark.“

„Super, jetzt da wir uns kennen, kann ich einfach bei dir bleiben, bis meine Mama kommt. Ich bin weggelaufen. Wir spielen das immer. Ich laufe weg, und sie muss mich suchen, aber sie mag das Spiel nicht so. Kann ich auch ein Stück Brot haben?“

Henrik gab Rasmus die Hälfte seines Brotes.

„Danke. Das mache ich mit meiner Mutter auch immer.“

„Was?“

„Tauben füttern. Manchmal fängt sie dabei an zu weinen, aber sie meint, es seien nur Freudentränen, weil sie mich so liebhat. Warum bist du hier auf dem Friedhof? Kennst du jemanden, der gestorben ist? Oh nein, Mama hat gesagt, sowas soll man Leute nicht fragen. Tut mir leid.“

„Alles gut. Ja, meine Frau ist vor vielen Jahren gestorben.“

„Oh, das tut mir leid. Ich weiß, das sagen bestimmt viele Leute, aber die meisten meinen es nicht so. Das sagen dir doch sicherlich viele, oder?“

„Ja, aber jetzt nicht mehr. Nach einiger Zeit wollen sie nicht mehr über den Tod reden.“

„Ja, weil sie dann ja auch traurig werden.“

„Genau. Du bist sehr schlau, weißt du das?“

„Nee, meine Lehrer sagen, ich soll mehr meine Hausaufgaben machen, aber es gibt doch viel wichtigere Sachen im Leben.“

Henrik musste schmunzeln: „Das hat meine Tochter auch immer gesagt.“

Rasmus fragte neugierig: „Was ist mit ihr passiert?“

Henrik hasste es, über Elly zu reden, doch der Junge würde ihn dafür nicht beurteilen.

„Nach dem Tod ihrer Mutter war ich sehr traurig und Elly natürlich auch. Sie brauchte ihren Vater, der mit ihr trauern würde, doch das tat ich nicht. Ich schaffte es noch nicht einmal, die Beerdigung zu organisieren. Das alles musste Elly tun. Sie war damals gerade erst zehn Jahre alt. Während ich mich immer mehr von ihr abschottete, blieb alles an ihr hängen. Deshalb ging sie, als sie sechzehn war. Sie hielt es einfach nicht mehr mit mir aus.“

Er begann zu weinen. So lange Zeit hatte er nicht mehr über seine Tochter gesprochen.

Rasmus gab ihm das letzte bisschen Brot. „Du brauchst das. Es hilft gegen Trauer, wenn man Tauben füttert.“

Henrik guckte Rasmus verwundert an. „Das hat Elly auch immer gesagt. Sie kam immer hier zum Grab ihrer Mutter, während ich tatenlos dabei zusah, wie sich meine Tochter immer mehr von mir entfernte.“

Rasmus strahlte Hoffnung und Freude aus. „Aber dann such sie doch, und wenn du ihr das genauso sagst und wie leid es dir tut, dann könnt ihr euch bestimmt wieder vertragen.“

Sein Vorschlag rührte Henrik. „Ich glaube, dafür ist es zu spät . . .“

Hinter ihnen ertönte ein panisches Kreischen: „Rasmus, wo bist du schon wieder? Ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht mehr weglaufen!“

Der Mann drehte sich um und sah voller Erstaunen die Mutter des Jungen. Sie fragte mit großen Augen, wie er sie noch von früher kannte: „Papa?“

ALPENERKENNTNISSE

Victoria

„Wir sind da. Das macht dann 45,70 Euro.“

Victoria wachte aus ihrem Tagtraum auf. Sie war vor etwa einer Viertelstunde in das nächstbeste Taxi gestiegen, um zum Bahnhof zu fahren. Sie wollte nach Hause. Naja, zu Hause fühlte sie sich dort nicht. Sie lebte in einer großen Penthouse-Wohnung in der Schweiz. Um die Wohnung perfekt einzurichten, hatte sie eine unverschämt teure Innenarchitektin, welche sich besonders auf den neomodischen Loftstil spezialisiert hatte, engagiert.

Jedenfalls gab sie dem Taxifahrer einen 50 Euro-Schein, griff nach ihrem Koffer und stieg aus. Sie hätte auch mit dem Fahrer ihrer Mutter in einer Limousine zum Flughafen gebracht werden können, aber sie hatte so kurzfristig keinen Flug mehr buchen können. Außerdem hätte es der rechthaberischen Emily von Hohenstein zu sehr gepasst.

Victoria und ihre Mutter hatten kein sehr gutes Verhältnis zueinander. Eigentlich verstand sich Victoria mit keinem in ihrer Familie sonderlich gut. Sie kam nie zu Besuch in ihre Heimat in Tübingen. Zu Geburtstagen wurden immer nur Karten mit irgendwelchen, unbedeutenden Kalendersprüchen, über die sich im Vorhinein sowieso keiner Gedanken machte, verschickt.

Doch seit Victorias Vater letztes Jahr gestorben war, hatte ihre Mutter Emily auf einmal das Bedürfnis, mehr Zeit mit ihrer Familie zu verbringen und zu Festen einzuladen. Selbstverständlich war das nur oberflächlich und sie wollte nur beim nächsten Brunch mit ihren sogenannten Freundinnen, die sie insgeheim alle ablehnten, von ihrer nach außen hin scheinbar perfekten Familie prahlen.

Doch perfekt war ihre Familie sicherlich nicht, denn sonst wäre Victoria nicht vor dieser schrecklichen Feier geflohen. Geplant war eigentlich, dass sie für noch weitere zwei Tage bleiben sollte. Doch Victoria hatte es nicht mehr ausgehalten. Ständig wurde sie von überheblichen Reichen gefragt, wie es mit der Firma lief. Ihr Vater hatte ihr nämlich das überaus erfolgreiche Familienunternehmen vererbt, wozu sie jedoch nichts beigetragen hatte und es immer noch nicht tat, da ihr Vater vorher dafür gesorgt hatte, dass Victoria rein gar nichts zu sagen hatte und alles genauso weiterlief. Victoria war nur auf dem Papier die Eigentümerin. Dazu kam auch ihre Mutter, die alle fünf Minuten etwas Neues an ihr fand, was sie kritisieren konnte. Also blieb Victoria nichts anderes übrig, um zu rebellieren, als einfach zu verschwinden. Sie wusste, dass darauf viele erboste Nachrichten folgen würden, doch das war ein Problem für Victorias Zukunfts-Ich.

Als sie den Bahnhof betrat, stieg ihr direkt ein ekelregender Duft in die Nase. Bevor sie anfang das Gleis zu suchen, holte sie sich einen Pumpkin Spiced Latte, denn das tranken alle anfangszwanzigjährigen It-Girls, und als namhafte Person musste sie eben mit den Trends gehen. Keine zehn Meter neben ihr stand eine Mitte dreißigjährige Frau mit blond gefärbten Haaren, die wild auf ihr Handy eintippte.

Anna

Anna checkte sicherheitshalber zum sechsten Mal, ob der Zug auch wirklich kam und ob sie den Anschlusszug in Bern noch kriegen konnte. Sie konnte nie etwas dem Zufall überlassen und hatte im Vorhinein zwei Stunden als Puffer eingeplant.

Plötzlich fiel ihr ein, dass sie noch etwas für ihren Blog drehen musste, und dies war der perfekte Zeitpunkt. Also holte sie ihr mobiles Ringlicht aus ihrer Tasche, richtete ihre Haare und fing an zu filmen: „Hey Leute und herzlich willkommen zu Anna travels the world. Ich bin gerade am Bahnhof, und ihr könnt ja mal in den Kommentaren raten, wo es für mich schon wieder hingehet. Auf jeden Fall habe ich ein Problem, denn der Zug hat Verspätung, und ich kriege wahrscheinlich nicht mehr den Anschlusszug, aber wir bleiben optimistisch und freuen uns auf unerwartete Abenteuer. Tschüssi.“

Tief in ihrem Inneren wusste Anna, dass das Reiseinfluencerinnenleben sie nicht erfüllte, doch das konnte sie sich nicht eingestehen, denn das würde heißen, dass sie ihr ganzes Leben hinterfragen müsste und damit nichts im Leben erreicht hätte. Sie hatte nach außen einen unerschütterlichen Optimismus. Früher wollte sie die Welt bereisen, um Abenteuer zu erleben und daran zu wachsen, doch daran glaubte sie schon lange nicht mehr.

Als sie ihr ganzes Equipment wieder einpackte, sah Anna eine Frau in ihrem Alter, die eine hitzige Diskussion mit ihrem Telefon führte.

Charlotte

„Was soll das heißen, du kannst die Kinder doch nicht nehmen?! Ich habe mich auf dich verlassen. Die Kinder haben sich so gefreut, das Wochenende bei ihrem Vater zu verbringen. Warte, dann frage ich eben meine Mutter. Ich ruf gleich zurück.“

Charlotte war wütend wie schon lange nicht mehr. Als alleinerziehende Mutter von drei Kindern war ihr Leben ganz sicher nicht einfach. Sie hatte seit über zwölf Jahren keine Zeit mehr für sich gehabt.

Doch nach all den Jahren tat sich endlich eine echte Chance für die 34-Jährige auf. Sie war zu einer Show eingeladen worden, die talentierten Musikern die Chance gab, auf einer großen Bühne zu stehen. Davon hatte Charlotte geträumt, seitdem sie fünfzehn war. Doch dieser Traum könnte platzen, wenn sie nicht bald jemanden fand, der über das Wochenende auf ihre Kinder aufpasste. Sie hasste es, nach Hilfe zu fragen, doch es blieb ihr nichts anderes übrig. Also rief sie ihre Mutter an, welche zustimmte, dass die Kinder bei ihr blieben. Nun stand der Verwirklichung all ihrer Träume und dem Anfang ihres neuen Lebens nichts mehr im Wege.

Nachdem sie ihren unreifen Ex-Mann zurückgerufen hatte, fiel ihr der Teenager neben ihr auf, der gestresst wirkte.

Noah

Noah hatte oft das Gefühl, nirgends dazuzugehören und ständig alles falsch zu machen. Doch er wusste, dass er noch nie etwas so sehr verbockt hatte, wie heute Morgen. Er neigte dazu, zu dramatisch zu sein. Das sagten zumindest seine Eltern und Lehrer, eigentlich sein ganzes Umfeld. In der Schule wurde er gemobbt. Allerdings glaubte ihm keiner.

Noah träumte schon sein ganzes Leben davon, Theater zu spielen und in viele verschiedene Persönlichkeiten schlüpfen zu können. Schon seit Jahren hatte er überlegt, seine Eltern zu fragen, ob er auf eine Schauspielschule gehen könne. Noah hatte heimlich seine Unterlagen an eine großartige Schule in Genf geschickt und gestern den Annahmefried erhalten. Doch seine Eltern hatten den Brief gefunden und gesagt, er solle aufhören, irgendwelchen Ideen hinterherzulaufen, die sowieso nie wahr werden würden. Dieses Gespräch hatte ihm gezeigt, dass er sich entweder für den Rest seines Lebens anpassen oder sein Schicksal selbst in die Hand nehmen musste. Also hatte er seine Sachen gepackt und sich vor Sonnenaufgang aus dem Haus zum Bahnhof geschlichen.

Jetzt stand er hier. Noah hatte Angst und wollte umdrehen. Da kam der Zug. Jetzt oder nie, dachte er. Er wurde von vielen Menschen, die in den Zug gingen, mitgerissen. Neben ihm stand ein Mann, der so aussah, als hätte er die ganze Nacht geweint.

Maximilian

Gestern war wohl der schlimmste Tag in seinem Leben gewesen. Alle hatten Maximilian ihr Beileid ausgesprochen, doch das änderte nichts. Er gab sich die Schuld am Tod seines Sohnes.

Peter hatte sich vor zwei Wochen von einer Brücke gestürzt. Die ganzen Titel, jeder Erfolg nützte Maximilian nichts. Sein Sohn war tot.

Er hätte die Zeichen früher sehen sollen. Schon immer hatte er sich mehr um seine Arbeit, den Master, den Professortitel und alles andere als seine Kinder gesorgt. Als Peter fünf war, war seine Mutter drei Tage vor Weihnachten ausgezogen, und das Einzige, worum Maximilian sich gekümmert hatte, war er selbst und sich eine neue Partnerin zu suchen. Er ließ seine Kinder mit diesem Schmerz, von der eigenen Mutter für irgendeinen Kollegen verlassen zu werden, völlig alleine. Sogar Peters Geburtstag wurde gänzlich vernachlässigt.

Schließlich hatte er seinen Urlaub für eine Woche Dänemark mit seiner neuen Freundin aufgebraucht. Das gleiche tat auch seine Ex-Frau, mit der er sich während der Scheidung um jeden Euro gestritten hatte. Daher feierte Peter bei seinem Opa. So ging alles unverändert weiter, bis Peter mit vierzehn nichts mehr hatte, wofür er leben wollte.

Jetzt war es zu spät, und Maximilian hatte seinen eigenen Sohn, der sich nie geliebt gefühlt hatte, begraben. Der Zug, der Maximilian zurück nach Hause bringen würde, kam und er stieg ein.

Der Zug

Auch Victoria stieg in die bejahrte Bahn und fand relativ schnell ihren Platz. Ein paar Minuten später lief Anna an ihr vorbei und setzte sich gegenüber von Victoria, neben der die halbwegs entspannte Charlotte Platz nahm. Zwischen ihnen stand ein Tisch, auf dem Anna direkt ihren Laptop und sämtliches andere Equipment auspackte und anfang, ihre Vlogs zu schneiden.

Charlotte nutzte die Ruhe, um nach vielen Jahren ungestört ein Buch, welches nicht nur Autos, Einhörner und andersartige, auf Kinder ausgelegte Themen enthielt, zu lesen. Victoria unterhielt sich währenddessen mit einem ausgiebigen Onlineeinkauf. Sie erwirtschaftete hauptsächlich unnötige Artikel, wie Haushaltswaren, welche sie nicht benötigte, da sie schon immer eine Putzfrau hatte und nie kochte, sondern Essen bestellte, und Dekorationen, von denen sie sowieso schon genug zu Hause herumliegen hatte. Nachdem sie, um ihre Konsumsucht zu füttern, diese Bestellung getätigt hatte, lehnte sie sich zurück und schaute für ganze fünf Minuten aus dem Fenster.

Auch Charlotte war nicht weit in ihrem Buch gekommen, da sie noch mehrere Arzttermine und anderweitige Dinge klären musste. Als sie dies geschafft hatte, wollte sie auch nicht mehr ihre kostbare, unbeschwerte, gelöste Zeit mit einem Buch verbringen, welches sie weder irgendwann zu Ende lesen würde noch sie sonderlich interessierte. Also sank sie in ihrem Sitz zurück und hielt einen erholenden Mittagsschlaf, der auch nicht lange andauerte, da sie wieder von ihrer Mutter angerufen wurde. Als das geklärt war, konnte sie nicht mehr schlafen.

Parallel zu ihr saß Maximilian, der schwermütig und benommen aus dem Fenster schaute. Er musste stets an seinen Sohn denken und daran, wie er an allem schuld war. Da half es ihm auch nicht zu sehen, wie Noah vor ihm saß und ihn an Peter erinnerte.

Noah war gestresst und zwang sich, den siebten Anruf seiner Eltern zu ignorieren. Doch das half nichts. Was, wenn seine Eltern recht hatten und er niemals auf einer großen Bühne sein

Wahres Ich leben würde? Eines Tages müsste er mittellos, ohne etwas erreicht zu haben zurückkehren, und alle würden ihn verspotten.

Sonst war dieses Abteil ziemlich leer, abgesehen von einem alten Mann mit Glatze, der ganz hinten saß und grummelnd vor sich hinschaute.

Als der Zug schon etwa eine halbe Stunde gefahren war, kam eine Frau den Gang entlanggelaufen. Sie war auf dem Weg zur Toilette, und als sie wieder zurückkam, sah sie Anna und fing ganz aufgeregt zu schnattern an: „Oh mein Gott, ich kenn dich! Du bist doch Anna. Ich bin ein Riesenfan und schaue alle deine Videos.“

„Das ist echt lieb. Schön, dich kennenzulernen.“ Anna lächelte.

„Ich finde es echt cool, dass du nicht so Mainstream bist und nicht dein einziges Ziel ist, Kinder zu bekommen, sondern du so emanzipiert und frei lebst.“

Anna wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. „Danke.“

Die Frau verabschiedete sich und ging. Anna war noch nie im echten Leben so damit konfrontiert worden. Insgeheim wünschte sie sich schon eine Familie und einen Sinn im Leben, jemanden, für den sie sorgen konnte und das Gefühl, etwas Sinnvolles und Erfüllendes zu tun.

Victoria musste schmunzeln. Sie hatte die ganze Zeit überlegt, woher sie diese Frau kannte. Natürlich hatte auch sie durch Annas Videos immer die geeignetsten Hotels und Reiseziele gefunden. Auch sie hätte gerne etwas in ihrem Leben gehabt, das sie sich selbst erarbeitet hatte. Das wurde ihr schon wieder zu viel Selbstreflexion. Dagegen half ihr nur eins: mehr Konsum.

Auch Charlotte hatte das Gespräch mitgekriegt. Sie kannte Anna natürlich nicht, doch es interessierte sie, was die Frau vorhin gemeint hatte. Also fragte sie einfach: „Was machen Sie denn beruflich?“

Anna schaute von ihrem Bildschirm auf: „Ich bin Reisevloggerin. Ich reise um die Welt und drehe Videos dazu.“

„Ah, das hört sich interessant an. Wissen Sie, ich hab leider keine Zeit für sowas, da ich drei Kinder habe, aber ich würde auch unheimlich gerne mehr von der Welt sehen. Eigentlich wollte ich nach meinem Abschluss vor fünfzehn Jahren auch ein Backpackerjahr oder so etwas Ähnliches machen, aber ich bin irgendwie nie dazu gekommen.“

Wenn sie wirklich darüber nachdachte, hatte Charlotte nie eine richtige Reise gemacht. Nach ihrer Hochzeit war sie hochschwanger gewesen, und als Kind war sie auch nie weiter als bis zur Nordsee gereist. Doch nun hatte sie die Chance, ihr Leben zu verändern und etwas aus sich zu machen.

Anna sagte nichts mehr dazu. Sie konnte sich noch nie gut öffnen, erst recht nicht Fremden gegenüber. Irgendwie wollte sie Charlotte sagen, wie es wirklich war. Doch das konnte sie eben nicht. Charlotte hatte alles erreicht, was Anna sich jemals wünschen konnte. Sie musste sich irgendwie ablenken. Also bearbeitete sie weiter ihre Videos.

Da keine Antwort von Anna kam, dachte Charlotte, etwas Falsches gesagt zu haben. Warum sollte auch eine emanzipierte und abenteuerliche Frau mit einer langweiligen, in der Zeit stehengebliebenen Mutter wie ihr etwas zu tun haben wollen? Es war ihr peinlich, also wollte sie irgendwie von sich ablenken und fing an mit Victoria zu kommunizieren: „Und was machen Sie so?“

Victoria, die das Gespräch der beiden ignoriert hatte, wusste nicht, wer angesprochen wurde. „Meinen Sie mich?“

Charlotte nickte unbeholfen mit einem Lächeln.

Victoria war ganz aus der Fassung. Es war erfrischend für die Verhältnisse ihres Umfeldes, so ungesittet und informell angesprochen zu werden. „Mir gehört ein Unternehmen. Wahrscheinlich haben Sie noch nie davon gehört. In ihren Kreisen ist solch eine Luxusmarke nicht sehr geläufig.“

Charlotte war schockiert. Sie wusste nicht, wie sie auf so eine Beleidigung eingehen sollte. Sie hatte sich doch extra ein neues Kleid für den Auftritt gekauft. Sah sie etwa so bedürftig aus?

„Okay“, antwortete sie stumpf.

Victoria wurde sofort klar, wie primitiv, abweisend überheblich sie reagiert hatte. Es tat ihr leid, doch sie wusste oft nicht, wie sie sich ausdrücken sollte. Schließlich war ihr schon von klein auf beigebracht worden, dass Kontakt zu der Mittelschicht Zeitverschwendung und unter ihrer Würde war. Ihre Eltern waren in der Öffentlichkeit immer freundlich und wohlwollend, doch hinter verschlossenen Türen hatten sie ihr Personal für jeden unbedeutenden Fehler ange-schnauzt.

Früher wollte Victoria den Menschen immer helfen und ganz anders als ihre Eltern werden, doch über die Jahre war auch sie abgestumpft und musste sich anpassen. Sie konnte eben nicht allen helfen, deswegen half sie niemandem. Entschuldigen wollte sie sich nicht, denn wenn die Menschen schon einmal ein Bild von jemandem haben, hilft nichts mehr, dieses zu ersetzen.

Maximilian schaute immer noch aus dem Fenster, während er leise für sich weinte. Es war ihm egal, was andere dachten. Mittlerweile war ihm alles egal. Er hatte gemerkt, wie der Junge gegenüber von ihm ihn manchmal fragend musterte. Doch auch das war ihm egal.

Noah hatte sich inzwischen ein wenig beruhigt. Er konnte nicht mehr zurück. Schließlich nahm ihn sowieso keiner ernst, und er wollte ganz sicher nicht so enden, wie der Mann gegen-über von ihm, der leise vor sich hin weinte. Er würde nicht irgendwann merken, dass es für ihn zu spät war, seine Träume zu verwirklichen und dann mit dem inneren Konflikt, es nicht ver-sucht zu haben, auf dem Sterbebett liegen. Doch er fragte sich, was dem Mann passiert war, denn eine solche Erkenntnis in diesem Alter zu haben, wird meist von einem Schicksalsschlag verursacht. Ein lautes Geräusch störte seine Gedanken.

Der Zug befand sich gerade in den Alpen, als alle von einem verheerenden Schneesturm überrascht wurden. Sie stürmten zu den Fenstern, um die Situation zu begutachten. Der Zug steuerte auf einen Tunnel zu, und kurz bevor sie hineinfuhren, wurde alles schwarz.

Allein

Victoria öffnete ihre Augen. Sie wurde von Helligkeit geblendet. Es dauerte ein wenig, bis sich ihre Augen an die Umgebung gewöhnt hatten. Eine Lawine, ausgelöst durch den Sturm, hatte den Eingang des Tunnels verschüttet und dieses letzte Abteil von dem Rest des Zuges getrennt.

Victoria schrie um Hilfe, doch niemand würde sie hören können. Allerdings wusste sie sich nicht anders zu helfen, deswegen schrie sie einfach weiter.

Wenige Augenblicke später kamen auch Charlotte und Anna wieder zu sich. Charlotte suchte nach Noah, der ihr schon vorher am Bahnhof aufgefallen war, und half ihm hoch. Nun saßen die fünf dort und hatten keine Ahnung, was sie tun sollten. Der alte Mann hatte sich direkt wieder nach hinten in eine Ecke verkrochen.

Nach einer Weile wurde es kälter, und sie wussten alle, dass sie binnen weniger Stunden erfrieren würden. Ihre Handys und sämtliche anderen Geräte waren durch das auf die Schneela-wine folgende Entgleisen des Zugabteils teilweise zerstört worden, außer Victorias Telefon, welches jedoch kein Signal hatte. Trotzdem versuchte Victoria über ihr Handy ein Notsignal zu senden.

Langsam wurde Anna panisch. Sie kam auf ungeplante Situationen, die sie im Vorhinein nicht im Kopf durchgespielt hatte und für die sie nicht direkt eine Lösung fand, sehr schlecht klar. „Was sollen wir jetzt machen?!“

„Müssen wir nicht nur warten, bis jemand kommt? Es werden ja bestimmt Leute nach uns suchen, oder?“, fragte Noah.

Charlotte versuchte die anderen und sich zu beruhigen: „Es wird jemand kommen. Wir müs-sen am besten ein Feuer machen und dann einfach warten.“

„Und wie sollen wir ein Feuer machen?“, fragte Anna hysterisch.

Immer wenn Victoria Angst bekam, wurde sie grantig. „Du bist doch die, die diese Aben-teurerreisen macht. Solltest du nicht wissen, wie man Feuer macht?!“

„Ich weiß gar nichts. Das ist ja das Problem. Ich habe mein ganzes Leben damit verbracht, unnötige Reisen zu machen und habe nichts dabei gelernt, außer, dass ich mein Leben hasse.“

Plötzlich wurden alle still. Anna wurde rot im Gesicht. Noch nie hatte sie so etwas laut ausgesprochen. Noch nie hatte irgendjemand das über sie erfahren. Sie hatte es auch sich selbst nie wirklich eingestanden. Jetzt saß sie hier und hatte es gesagt. Sie hasste ihr Leben, so wie es gerade war. Seitdem sie zwanzig war, reiste sie durch die Welt und hatte dabei nichts Bedeutendes, Wahrhaftiges für sich mitgenommen. Es war sowieso egal, denn sie hatte die feste Überzeugung, dass sie noch heute hier sterben würde.

Die peinliche Stille wurde unterbrochen. Der alte Mann stand auf, holte ein Feuerzeug aus seiner Tasche, in der er auch Zigarren aufbewahrte, nahm ein paar Klamotten und andere Dinge aus den Gepäckhalterungen und zündete diese an, dann nahm er sich eine dicke Jacke und verzog sich wieder in seine Ecke.

„Vielen Dank“, rief Charlotte ihm hinterher, doch er reagierte nicht.

Nun saßen die fünf um das Feuer herum und warteten auf Hilfe.

Nach wenigen Minuten sagte Charlotte zu Anna: „Weißt du, ich habe mir ein Leben wie deins immer gewünscht. Ich wollte schon immer Sängerin werden. Doch jetzt bin ich nur am Schuften und habe keine freie Minute für mich.“

Anna sah Charlotte an: „Du solltest dankbar dafür sein, etwas im Leben zu haben, das ihm einen Sinn gibt. Ich bin immer unterwegs und spreche mit fremden Menschen über mein Handy. Ich mache das Reisen schon lange nicht mehr für mich. Es macht mir keinen Spaß mehr, und ich habe nichts, das mich erfüllt. Schon oft habe ich mir erhofft, irgendwann so zu sein wie du: Kinder zu haben, um die ich mich kümmern kann und durch sie etwas in der Welt zu verändern. Diese ganze Bestätigung von anderen ist nichts wert, wenn du mit deinem Leben nicht zufrieden bist.“

So hatte Charlotte noch nie über ihre Verantwortung und das damit verbundene Glück nachgedacht. Auch in Victoria löste dieser Satz etwas aus, doch diesmal musste sie sich damit beschäftigen, denn sie hatte nichts, womit sie sich ablenken konnte. Machte sie dieser ganze Konsum wirklich glücklich? War sie überhaupt mit ihrem Leben zufrieden oder würde sie später etwas bereuen?

Nun hatte auch Maximilian das Bedürfnis, etwas zum Gespräch beizutragen. Obgleich es ihm wahrscheinlich nicht helfen würde, könnte er den anderen die Augen öffnen. „Glück ist vergänglich. Ihr müsst jeden Moment nutzen und ihn in eurem Herzen behalten.“ Das brachte ihn schon wieder zum Weinen.

Jetzt begann Noah, die Situation zu verstehen. „Haben Sie Kinder?“, fragte er in der Hoffnung, dass Maximilian sich öffnen würde.

„Ja, zwei. Also ich hatte zwei, mein Sohn Peter ist vor zwei Wochen gestorben.“

„Oh, das tut mir leid“, sagte Charlotte.

„Danke. Ihr glaubt gar nicht, wie oft ich diesen Satz schon gehört habe, aber ich weiß, dass sie mir alle hinter meinem Rücken die Schuld geben, und damit haben sie Recht. Jetzt bin ich allein. Meine Freundin hat mich verlassen, und Peters Mutter hat sich nicht mal die Mühe gemacht, die Beerdigung zu organisieren. Ich hätte mich besser um ihn kümmern müssen, und jetzt ist es zu spät.“

Alle sahen ihn mit fragenden Gesichtern an.

„Er ist von einer Brücke gesprungen. Es war meine Aufgabe als Vater, mich um ihn zu sorgen und immer für ihn da zu sein. Doch ich habe versagt.“

Für einen kurzen Moment waren alle still. Doch dann sagte Noah: „Aber du hast doch noch ein Kind. Das Vergangene kannst du nicht ungeschehen machen, aber du kannst es woanders richtig machen.“

Maximilian dachte kurz darüber nach. Der Junge hatte recht. Er hatte die Möglichkeit, es bei seiner Tochter richtig zu machen.

„Warum bist du eigentlich alleine unterwegs?“, fragte Victoria nach einer Weile.

Noah antwortete: „Ich bin von zu Hause weggelaufen, um auf eine Schauspielschule in Genf zu gehen, die mich schon angenommen hat. Aber ich habe irgendwie Angst. Vielleicht haben alle recht, und ich sollte es lieber lassen.“

„Aber warum, du kannst es doch versuchen. Alles im Leben passiert, weil es so kommen soll. Und wenn du doch die Möglichkeit hast, etwas zu verändern und deinen Traum zu leben, dann musst du es tun.“

Charlotte wusste, wie es sich anfühlte, seine Träume nicht wahrzunehmen. Hätte sie damals jemanden gehabt, der ihr genau das gesagt hätte, wäre ihr Leben wahrscheinlich ganz anders verlaufen. Doch sie hatte recht. Alles passiert, weil es so kommen soll, und sie hatte eine andere Bestimmung gefunden. Dafür war das alles nötig gewesen, um dies zu erkennen.

Noah schoss ein Gedanke in den Kopf, und da sie alle schon längst ihr Leben und alle Entscheidungen hinterfragten, sagte er es einfach: „Ich denke, wir alle müssen noch dazu lernen, um glücklich zu werden. Das Leben ist nie einfach, egal in welcher Phase man sich befindet.“

Diese Erkenntnis würde keiner mehr so schnell vergessen. So saßen sie noch zwei weitere Stunden da und unterhielten sich. Jeder lernte etwas über das Leben und fing an sein Eigenes zu reflektieren, auch wenn dies sich nicht immer gut anfühlte.

Anscheinend war Victorias Versuch, Hilfe zu erreichen, erfolgreich gewesen, denn es kam Rettung. Sie alle wurden von einem Hubschrauber ins nächste Krankenhaus in die Schweiz geflogen. Sie gingen auseinander mit neuen Perspektiven auf das Leben und der Gewissheit, dass irgendwie alles gut werden würde und das Leben neue Herausforderungen bereitstellte, damit sie daran fortschreiten konnten.

Victoria merkte, dass Materielles nicht alles ist und das Leben viel mehr zu bieten hat. Die Firma ihrer Familie machte sie nicht glücklich. Sie brauchte etwas Eigenes, das sie sich selbst aufgebaut hatte und an dem sie arbeiten konnte.

Anna lernte, dass nicht alles im Leben geplant werden kann und die spontanen, ungeplanten Herausforderungen des Lebens ungeahnte Chancen mit sich bringen, an denen man wachsen und sich weiterentwickeln kann.

Maximilian ist direkt wieder zu seinem Vater gefahren, um mit seiner Tochter Zeit zu verbringen und es bei ihr besser zu machen. Er würde sich für den Rest seines Lebens die Schuld für den Tod seines Sohnes geben. Doch ihm wurde gezeigt, dass Vergangenes nicht wieder rückgängig gemacht werden kann, aber man die Möglichkeit hat, es besser zu machen.

Noah fuhr weiter nach Genf und lebte seinen Traum. Er nahm sein Schicksal selbst in die Hand und lernte, dass man sich nicht hinter anderen Persönlichkeiten verstecken kann, sondern sein Wahres Ich zeigen muss, um selbstbewusst, frei und glücklich leben zu können.

Charlotte nahm für sich mit, dass sie mittlerweile ganz andere Träume hatte und dass das Leben sie auf ganz andere Pfade leitete und ihr Herausforderungen stellte, damit sie daran wachsen konnte. Sie ging zurück nach Hause, zog dort glückliche, erfüllte Kinder auf und veränderte damit auf ihre eigene Art die Welt.

GOLDEN BOY

Der Regen prasselt schwer auf das Kopfsteinpflaster, als ich in der nächtlichen Dunkelheit stehe und auf das Hauptquartier der Organisation blicke. Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken – doch nicht nur wegen der eisigen Kälte, sondern wegen der Erkenntnis, die in mir wütet wie ein verfaulter Dorn im Fleisch.

Vor meinem inneren Auge sehe ich den Tag, an dem alles begonnen hat. Es war mein fünfzehnter Geburtstag, der Tag, an dem ich Lillit zum ersten Mal begegnete. Meine Eltern waren gerade bei einem „Unfall“ ums Leben gekommen, und ich stand alleine da – verloren in einem Meer aus Schmerz und Trauer. Dann tauchte sie auf: eine Frau mit einem unerschütterlichen Lächeln und einem durchdringenden Blick. Sie wirkte wie ein Leuchtfeuer, eine Retterin in meiner dunkelsten Stunde. Lillit bot mir einen Platz in ihrer Organisation an und erzählte mir von ihrem Kampf gegen das Chaos, gegen die Dunkelheit, die die Welt zu verschlingen drohte.

Ich war begeistert. Ich wollte stark werden, wollte kämpfen. Die Jahre als Trainee waren hart, aber Lillit lobte mich immer wieder, behandelte mich wie ihren Schützling. Ich strebte danach, ihr Golden Boy zu sein, der beste Kämpfer, der treueste Soldat. Ihre Worte waren mir wie Gebote, und in jedem Einsatz spürte ich ihr Lob, ihre Anerkennung im Rücken. Für das Gute – dafür kämpfte ich, immer wieder redete ich mir das ein.

Doch dann . . . vor ein paar Wochen begann ich, Dinge zu hinterfragen. Es fing an mit einer Mission, in der ich einen „Dissidenten“ ausschalten sollte – einen Mann, der angeblich Chaos verbreitete und der Organisation gefährlich war. Doch als ich dem Mann gegenüberstand und seine letzten Worte hörte, zögerte ich.

„Öffne die Augen, Junge,“ hauchte er mir zu. „Lillit ist keine Retterin. Sie ist die Ursache des Schreckens, der die Welt in Stücke reißt.“

Diese Worte waren seine letzten, bevor ich den Befehl ausführte. Seitdem fraßen sich seine Worte wie Gift in mich hinein.

Und dann, nur eine Woche später, fand ich geheime Aufzeichnungen, die bewiesen, dass die „Unfälle“ der letzten Jahre alles andere als zufällig waren. Da stand es schwarz auf weiß: Der Tod meiner Eltern war von Lillits Organisation geplant und orchestriert worden. Sie waren „Hindernisse“, die beseitigt werden mussten.

Mir wurde übel, als ich die Wahrheit erkannte. Alles, was ich geglaubt hatte – ein einziges, grausames Konstrukt. Das Chaos in der Welt, der Schmerz und die Verzweiflung – all das war von Lillit und der Organisation gezielt erzeugt worden, um ihre Macht zu sichern. Und ich war nur ein Bauer in ihrem Spiel gewesen.

Heute Nacht muss ich es beenden. Die Klinge in meiner Hand ist schwer, aber nichts wiegt so schwer wie das Wissen um meinen Verrat an der Menschlichkeit.

Ich betrete das Hauptquartier und finde Lillit, wie ich es erwartet habe, in ihrem Büro. Sie sitzt in einem hohen Ledersessel, mit dem Rücken zu mir, doch sie spricht sofort, als ich das Zimmer betrete.

„Ich habe dich schon erwartet, Evan“, sagt sie ruhig und dreht sich zu mir um.

Ihr Blick ist so ruhig, so kalt, dass ich mir für einen Moment wünsche, ich könnte die Wahrheit vergessen und einfach wieder ihr Golden Boy sein. Doch dann spüre ich das Brennen der Erkenntnis und weiß, was ich tun muss.

„Du hast meine Eltern getötet“, sage ich mit bebender Stimme. „Du hast mich und alle hier belogen. Du bist der Grund für all das Chaos.“

Lillit lächelt sanft, als wäre meine Anklage ein Kompliment. „Evan, mein lieber Junge. Die Welt braucht Chaos. Menschen brauchen Führung, und nur durch Furcht und Verzweiflung lernen sie, uns zu vertrauen. Dein Schmerz hat dich stärker gemacht.“

„Du hast mich nur benutzt!“, schreie ich und stürze auf sie zu.

Die Klinge blitzt im schwachen Licht des Raumes auf, als wir aufeinandertreffen. Der Kampf ist wild und erbittert, wie ein Tanz aus Schatten und Flammen. Lillit ist schnell, präzise, jede ihrer Bewegungen verrät ihre Erfahrung. Doch ich bin entschlossen. Jeder Schlag, jede Parade treibt mich an, meine Wut und meinen Verrat in pure Kraft zu verwandeln.

Blut spritzt, als sie mich schließlich mit einem geschickten Hieb zu Boden stößt. Keuchend spüre ich, wie das Leben aus mir zu entweichen beginnt. Doch ich hebe den Kopf, sehe ihr in die Augen und bringe meine letzten Worte über die Lippen: „Eines Tages wirst du für all das zahlen. Die Wahrheit . . . wird ans Licht kommen.“

Lillit kniet sich zu mir herab und streicht mir fast sanft eine Haarsträhne aus dem Gesicht. „Ach, Evan. Wahrheit ist, was wir daraus machen. Du hast gut gedient.“

Ihre Stimme ist leise, fast bedauernd, als ich meinen letzten Atemzug tue. Mit dem Wissen, dass ich bis zuletzt gegen das Falsche gekämpft habe, schließe ich die Augen.

Für immer.

HEATHER

1. Kapitel

Die Flüssigkeit fließt brennend meine Kehle hinunter. Mir wird schwindelig. Alkohol habe ich noch niemals wirklich vertragen, aber zum einundzwanzigsten Geburtstag meines besten Freundes wollte ich dennoch einen Schluck trinken.

Tomethy Cone, von uns liebevoll Tomy getauft, das Geburtstagskind, für das ich mich gerade opfere, steht dagegen gelassen vor einem Tisch, auf dem ein Mädchen in einem schwarzen Kleid einen Stripdance hinlegt. Das würde mich allgemein niemals stören. Was mich allerdings stört ist, dass sein Bruder dabeisteht: Phoenix Cone. Vierundzwanzig Jahre alt, großer Bruder von meinem besten Freund seit Kindertagen und seit wir klein sind mein Kindheitstraum. Seine dunkelbraunen Haare sind in einer stylischen Frisur zu einem Seitenscheitel gekämmt und einige Strähnen fallen ihm lässig in die schokoladenbraunen Augen. Ein Anblick, der mich schon als Kind in eine Art tiefe Trance versetzt hat.

„Pass auf, dass du nicht sabberst.“ Samantha, meine beste Freundin, taucht grinsend neben mir auf und reicht mir einen weiteren Becher.

Mit Blick auf Phoenix, der angetan zu der schwarzhaarigen Schönheit aufblickt, exe ich den nächsten Becher in einem Zug.

„Woow“, macht Samantha beeindruckt. „So schlimm?“

„Nein“, sage ich, während ich den roten Plastikbecher auf eine nahegelegene Ablage stelle. „Schlimmer.“

Gemeinsam blicken wir jetzt zu Phoenix, der über einen Witz lacht, den ein Kumpel von ihm gemacht hat. Ein Kumpel, der genauso angetan von der Stripperin ist wie er. Ich versuche meinen Blick von seinem fast schon perfekten Gesicht loszureißen, damit es nicht dermaßen creepy aussieht. Doch in genau diesem Moment wendet er seinen Blick von der tanzenden Schönheit ab und schaut mich an.

Er lächelt, hebt die Hand, in der sich sein Becher befindet, und winkt mir. Natürlich tut er das. Für ihn sind wir Freunde. Nicht mehr, nicht weniger. Wir sind zusammen aufgewachsen. In seinen Augen bin ich eine kleine Schwester von ihm. Die beste Freundin seines kleinen Bruders. Dass ich das nicht genauso empfinde wie er, weiß er nicht. Woher auch? Sagen würde ich es ihm niemals.

Ich sehe, wie er etwas zu seinem Kumpel sagt, der daraufhin zu mir schaut und mir winkt. Natürlich kenne ich ihn. In dieser kleinen Stadt kennt jeder jeden und doch niemand irgendjemanden. Jeder ist wie ein Schatten. Ich könnte schwören, ich hätte jeden Menschen in dieser verdammten Kleinstadt schon einmal gesehen.

Ojai, Eine kleine unbedeutende Stadt in Südkalifornien. Hierhin verirren sich kaum Touristen. Warum auch? Es ist winzig und unfassbar heiß im Sommer. Selbst jetzt, um die Weihnachtszeit, ist hier nichts los. Das Einzige, was es hier gibt, sind Berge, Pflanzen und Tiere. Ab und an kann man mal einen Traktor vorbeifahren sehen.

Es gibt tatsächlich ein College in Ojai. Es trägt den originellen Namen „Ojai-Valley-College“ und ist nicht weit von der Innenstadt entfernt, die sich ohnehin nur über zwei Blöcke erstreckt. Auf diesem College sind wirklich alle Schüler zwischen achtzehn und fünfundzwanzig, also insgesamt 1060 Schülerinnen und Schüler. Unter anderem ich und meine Freunde. Und all diese 1060 Schüler sind heute auf diese Party gekommen.

Phoenix wendet sich wieder der Schwarzhaarigen zu, die ihn ebenso angetan betrachtet. Angeekelt schaue ich weg, bedacht darauf, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr dieser Anblick gerade wehtut.

„Lass uns gehen“, murmle ich zu Samantha, die gerade ihren Becher in ihrer Hand schwenkt.

„Mhm“, macht sie, bevor sie den letzten Rest in ihren Mund kippt und ihren Becher neben meinen auf die Ablage stellt. „Lass uns nur unserem netten Gastgeber noch tschüss sagen.“

Ich stimme zu, auch wenn ich mich dafür an der Schwarzhaarigen und an der Menge sabbernder Typen vorbeischlängeln muss. Dabei klatscht eine Hand auf meinem Arsch. Offensichtlich sind alle diese Typen zu bis zum Gehnichts mehr. Mit spitzen Fingern löse ich die Hand von meinem Hintern und folge dem Arm mit meinem Blick aufwärts in das Gesicht des Typen.

Ah okay, Kuss-Rody. Kuss-Rody ist Teil der Football Mannschaft und versucht, wie der Name schon sagt, jeden, der nicht bei drei auf den Bäumen ist, in sein Bett zu schaffen. Angewidert lasse ich seine Hand fallen, wodurch sie baumelt. So hackevoll habe ich ihn zuvor noch niemals gesehen, auch wenn er schon auf vielen Hauspartys dabei war.

Wen ich zuvor auch noch nie dermaßen betrunken erlebt habe, ist mein bester Freund, der seine Schnittchen gerade in eine Mülltonne kotzt.

„Wir gehen dann“, sage ich, unsicher, ob ich lachen oder ebenso kotzen soll. Wenn ich ehrlich bin, bringt mich der Alkohol langsam dazu, Letzteres zu tun.

Zwischen Würgen und Husten versucht Tomy, etwas zu sagen, streckt aber im Endeffekt nur seine Hand zu einem Daumen nach oben hoch.

Ich sehe das damit als erledigt an und ziehe meine beste Freundin aus Tomys Haus.

„Das“, murmle ich, „war die Schlimmste Party, auf der ich jemals war.“

Samantha würgt. Ich seufze. Das wird eine lange Nacht.

2. Kapitel

Ich öffne meine Augen. Mein Kopf erklärt mir unmissverständlich, dass ich gestern sehr viel Alkohol getrunken habe. Er tut so weh, dass ich meine Augen nicht offenlassen kann.

„Na? Kopfschmerzen?“

Meine Schwester steht in meinem Zimmer. Vor meinem inneren Auge kann ich sie grinsen sehen.

„Ja“, mache ich müde und presse mir eine Hand auf die Stirn. „Kannst du bitte gehen?“, frage ich sie genervt.

„Ey, du Schlumpf. Ohne mich hättest du vermutlich auf dem Boden geschlafen. Sei froh, dass ich noch wach war, als du nach Hause gekommen bist.“

Ich grumme.

„Und du bekommst sogar eine Schmerztablette von mir.“

Gönnerschaft, wie meine große Schwester immer tut, ist sie nicht. Sie tut immer nur so, als wäre sie die absolut netteste Person auf dem ganzen Erdball, aber wenn man wirklich ihre Hilfe braucht, ist sie meistens plötzlich beschäftigt.

Ich brauche meine Augen gar nicht zu öffnen, um zu wissen, dass ihr Lächeln gerade zuckersüß ihre hübschen Mundwinkel umspielt. Das Lächeln, mit dem sie fast alle Typen der Stadt dazu bringt, sie regelrecht zu vergöttern. Sie ist eine klassische Schönheit: Rote, glänzende Locken, blaue Augen, schlank, kurvig und graziös. Ich dagegen stinke mit meinen Kastanienbraunen Haaren und den Sommersprossen ziemlich neben ihr ab.

Sie drückt mir eine Kapsel in die Hand und hilft mir dann beim Aufsetzen.

„Hier. Weil ich nett bin“

Mit etwas Wasser schlucke ich die Kapsel. „Danke“, murmele ich.

„Klar. Lass es nur nicht zur Gewohnheit werden. Außerdem, zieh dir was an, es gibt Frühstück“, sagt sie und klimpert mit ihren Lidern, bevor sie den Raum verlässt.

Als meine Stirn nicht mehr pocht, stehe ich auf und gehe die Treppe zum Untergeschoss hinunter. Die Küche und das Klo sind unten, der Wohnbereich oben. Cool, wenn man so drüber nachdenkt. Nervig ist allerdings, dass man immer, wenn man sehr dringend aufs Klo muss, nach unten rennen muss.

Als ich in der Küche ankomme, erwarten mich meine Eltern und meine Schwester. Mein Vater grinst. „Na? Schwere Nacht gehabt?“

Mein Blick wandert zu meiner Schwester, die, die Lippen gespitzt, unschuldig von ihrem Stuhl zu mir aufblickt. Sie hat meinen Eltern erzählt, was passiert ist. Um ehrlich zu sein, weiß ich gar nicht mehr, was passiert ist, nachdem ich mit Samantha die Party verlassen habe.

„Ich, ähm . . .“, murmele ich und erröte.

„Keine Sorge, wir waren auch mal jung“, sagt meine Mutter verschwörerisch. „Sich mal betrinken ist okay, wenn man einundzwanzig ist“, sagt sie grinsend.

Ich erröte noch mehr. „Mhm“, mache ich und blicke auf meinen noch unbeschmierten Toast. Ich werde niemals wieder feiern gehen, und wenn doch, dann werde ich mir nicht noch einmal von meiner Schwester helfen lassen.

Den nächsten Morgen klingelt mein Wecker laut und schrill. Stöhnend setze ich mich auf. Dieses verdammte College. Manchmal denke ich darüber nach, einfach liegen zu bleiben, aber es kostet Geld, dahin zu gehen, deshalb zwingt mich jeden Morgen dazu aufzustehen.

Ich stehe auf, angle mir meine Anzihsachen aus dem Schrank, putze mir meine Zähne und nehme mir einen Salamitoast von dem Teller meiner protestierenden Schwester, bevor ich zum Bus renne.

Ich setze mich auf einen Platz und stecke mir meine Kopfhörer in die Ohren. Die Tür geht auf, und Tomy und Phoenix kommen herein. Tomy setzt sich zu mir, aber Phoenix setzt sich zu einem Mädchen. Als ich genauer hinsehe, erkenne ich die schwarzhäarige Schönheit von Samstag. Es versetzt mir einen Stich, doch ich wende den Blick ab.

„Wie geht’s?“, frage ich Tomy.

Er grummelt etwas von „zu früh“.

„Wie war die Party am Samstag noch?“, frage ich, während ich in den Toast beiße.

Tomy zuckt zusammen und stöhnt genervt. „Erinnere mich bitte nicht. Mein Bruder hat mich gestern schon so dafür fertig gemacht“

Die Türen des Busses öffnen sich bei der nächsten Haltestelle, und Samantha kommt rein.

„Hi Phoenix!“, sagt sie fröhlich, bevor sie sich neben mich setzt.

Phoenix antwortet ihr nicht einmal. Etwas pikiert setzt sich Samantha zu uns.

„Ist das die von der Party?“, fragt sie.

Tomy nickt düster. „Die heißt Grace, ist in Phoenix’ Jahrgang. Die reden in letzter Zeit häufiger. Ich mag sie nicht“, sagt er.

Ich wende den Blick ab und versuche mir nicht anmerken zu lassen, wie eifersüchtig ich werde. „Sie werden bestimmt ein super Paar und total viele Kinder bekommen“, sage ich ironisch, auch wenn ich es gar nicht so ironisch meine.

Samantha hebt die Augenbrauen so hoch, dass sie unter ihrem blonden Pony verschwinden. „Nein, das glaube ich nicht“, grinst sie dann. „Ihr beide seid doch schon seit wie vielen Jahren in einander verliebt? Seit zehn?“, lacht sie.

„Ich bin in ihn verliebt seitdem“, korrigiere ich sie.

Sie zuckt mit den Schultern. „Nein. Das glaube ich trotzdem nicht.“

Doch das drängende Gefühl bleibt. Die nächsten Tage sehe ich die beiden immer wieder. Sie fahren gemeinsam zur Schule hin und auch gemeinsam wieder zurück. Sie sind in den gleichen Kursen, sie reden und lachen. Ich habe Tomy bereits gefragt, ob die beiden zusammen sind, und er hat es verneint. Noch nicht zumindest.

3. Kapitel

„Du siehst super aus. Er wird dich hübsch finden, vertrau mir“, sagt Samantha und geht einmal um mich herum, um mich von allen Seiten zu betrachten.

Heute ist Weihnachten, und wir sind wie jedes Jahr bei den Cones eingeladen. Nervös zupfe ich an dem marineblauen Stoff meiner Bluse herum.

„Meinst du?“, frage ich.

Samantha grinst. „Jap, du siehst zwar aus, als würdest du dich auf einen Job bewerben, aber gut sieht es aus“, kichert sie.

Ich rolle mit den Augen. „Dankeschön“, lache ich.

„Mädels, los geht's!“, ruft meine Mutter von unten.

Ich beiße auf meiner Unterlippe herum. „Na dann los“, flüsterte ich.

Da die Cones direkt nebenan wohnen, ist es kein langer Weg. Das Anwesen ist riesig, Palmen säumen den Kiesweg, der zum Haus führt. Wenn man hier Partys feiert, sieht es gar nicht so riesig aus, aber wenn man beachtet, dass hier nur vier Menschen wohnen, ist es wirklich riesig. Das Esszimmer, in welches wir von einem der Butler geleitet werden, ist ungefähr doppelt so groß wie unser Wohnzimmer.

„Hi, so schön euch zu sehen. Phoenix ist gleich da“, sagt Carol, Phoenix' und Tomys Mutter, während sie uns herzlich umarmt.

Bruce, der Vater der Familie, ist auf Geschäftsreise, so wie eigentlich immer.

Tomy kommt die Treppen runter und fällt uns um den Hals. „Wie geht's euch? Frohe Weihnachten!“

Doch ich höre ihm gar nicht zu, denn Phoenix kommt die Treppen runter und neben ihm das schwarzhaarige Mädchen. Ihre Hände sind ineinander verschränkt, und sie lächelt glücklich.

„Hallo, Familie, Freunde“, sagt Phoenix lächelnd.

Mein Herz beginnt zu klopfen. Aus Angst. Er hat so etwas noch niemals gesagt.

„Heute ist ein ganz besonderer Tag. Nicht nur ist heute Weihnachten, sondern Grace und ich haben Neuigkeiten“, lächelt er glücklich.

Und dann sehe ich ihn: Um Graces schlanken rechten Ringfinger steckt ein silberner, in sich gewundener Verlobungsring, dessen blauer Diamant im Licht der untergehenden Sonne blitzt und funkelt. Mein Herz rutscht mir in die Hose. Ich schwanke. Zehn Jahre. Zehn verdammte Jahre. In meinen Ohren pfeift es, ich höre den Applaus nicht, als die „Familie“ diese Neuigkeiten feiert. Ich höre nicht, was Samantha zu mir sagt. Das Einzige, was ich sehe, ist Phoenix, der Grace in die Arme zieht und sie hemmungslos vor den Anwesenden küsst.

„Entschuldigt mich für einen Moment“, flüstere ich und renne zum Klo, wo ich mich übergebe.

Samantha sprintet mir nach und kommt herein. „Oh Süße, es tut mir so so leid“, flüstert sie, während sie mir die Haare zurückhält. „Ich vermute, nicht mal Tomy wusste das.“

Von heftigen Schluchzern geschüttelt, lehne ich mich gegen die Fliesenwand. „Diese verdammte . . .“, flüstere ich.

„Schlampe“, vollendet Samantha meinen Satz. „So eine Scheiße“, flüstert sie.

Tomy kommt herein. „Oh Heather“, flüstert er und zieht mich in eine Umarmung. „Phoenix hat mir nichts gesagt“, flüstert er. „Aber er will mit dir reden.“

Ich schaue ihn mit großen Augen an. „Was?“

Tomy lächelt traurig. „Er hat nichts gewusst. Er wusste nicht, wie sehr du ihn liebst“, flüstert er.

Dann höre ich auch schon ein Klopfen. „Heather?“, fragt Phoenix sanft außerhalb der Tür.

Tomy öffnet, und ein besorgter Phoenix kommt herein.

„Wir lassen euch dann man alleine“, flüstert Tomy und drückt meine Schulter sanft, bevor er und Samantha rausgehen.

„Heather“, seufzt Phoenix traurig.

„Ich will nicht reden“, sage ich trotzig, und er nickt, bevor er sich einfach nur neben mich setzt.

Für lange Zeit sitzen wir da, und irgendwann trocknen meine Tränen. Übrig bleibt ein Gefühl als könnte ich niemals wieder fröhlich sein. Ich spüre, wie Phoenix einen Arm um mich legt und mich zu sich zieht. Ich schließe meine Augen und lege meinen Kopf auf seine Schulter.

„Es tut mir leid“, flüstert er.

„Du kannst nichts für deine Gefühle“, sage ich tonlos.

„Nein . . . es tut mir leid, dass ich es nicht gemerkt habe“, flüstert er. „Wie lange?“, fragt er darauf.

„Zehn Jahre“, flüstere ich.

Ich höre ihn tief ausatmen. „Es tut mir leid. Es tut mir so unendlich leid“, flüstert er, bevor er mir einen Kuss auf die Schläfe drückt. „Aber falls es dir ein Trost sein kann, und ich weiß, dass es gerade einfach nur schlimm für dich ist: Ich habe dich immer geliebt. Du wirst immer Teil meiner Familie sein. Du wirst immer meine kleine Schwester sein. Daran wird sich nichts ändern. Ich liebe dich, Heather.“

4. Kapitel

Die nächste Woche geht es mir um einiges besser. Ich habe fast jeden Tag mit Phoenix gesprochen und wir haben zusammen etwas unternommen. Er hat währenddessen nichts mit Grace gemacht, wofür ich ihm sehr dankbar bin.

Am Mittwoch fühle ich mich wieder bereit dazu, zum College zu gehen. Vielleicht wird ja heute etwas Interessantes passieren?

Ich setze mich auf einen Platz am Ende des Busses und höre Musik von Lana Del Rey. Samantha steigt ein und sieht erleichtert aus, dass es mir wieder weitestgehend gutgeht. Sie grinst.

„Vielleicht gibt es ja einen Typen, den du heute kennenlernenst“, neckt sie mich.

Ich lache. „Sicher nicht, Sam. Ich habe jeden Typen in dieser Stadt schon einmal gesehen.“

Der Bus hält, und wir steigen aus. Tomy wartet schon auf uns.

„Ihr seid so spät“, grummelt er. „Aber jetzt beeilt euch, sonst kommen wir zu spät zu Politik bei Mr. Lee.“

Politik, Mathe und Deutsch sind nicht sonderlich spannend. Erst als ich in Geschichte sitze, das einzige Fach, wo ich ohne Freunde sitze, habe ich Zeit zum Nachdenken. Bin ich einfach nicht schön genug? Ist mein Charakter nicht interessant genug? Bin ich nicht schlau genug? Die Tränen kommen wieder auf, der Kloß in meinem Hals tut weh. Habe ich mich nicht genügend angestrengt?

„Wir haben eine neue Schülerin“, sagt Mrs Bennett.

Ich blicke auf. Vor der Tafel steht ein etwa 1,75 Meter großes Mädchen in meinem Alter. Ihre olivfarbene Haut glänzt im Licht der hereinfallenden Sonnenstrahlen, ihre schwarzen Locken fallen ihr über ihre breiten Schultern. Ihre linke Hand, in der sie einen Kaffeebecher hält, ist tätowiert, während ihre vollen roten Lippen zu einer Grimasse verzogen sind. Sie sieht nicht aus, als würde sie sonderlich viel Lust haben, hier zu stehen.

„Stell dich bitte mal vor“, sagt Mrs Bennett.

Das Mädchen rollt mit den Augen. „Okay. Hallo, ich bin Skyler Johnson, ich bin dreiundzwanzig und ich bin aus L.A. hierhergezogen“, sagt sie.

„Vielen Dank, du kannst dich dort hinsetzen“, sagt Mrs Bennett und zeigt auf den freien Platz neben mir.

Gelangweilt knallt Skyler den Schulranzen an das Pult neben mir. Dann setzt sie sich. Ihr süßer Duft nach Rosen trifft mich wie eine warme Prise. Sie holt ein iPad aus ihrem Rucksack,

bevor sie einen Schluck aus dem Kaffeebecher nimmt. Es ist überraschend faszinierend, ihr dabei zusehen. Als sie meinen Blick bemerkt, sieht sie mich an, und der Blick aus ihren verwirrend klargrünen Augen trifft mich.

„Hey“, sagt sie, bevor sie leicht zu lächeln beginnt. „Ich bin Skyler.“

„Heather“, hauche ich, und plötzlich ist es gar nicht mehr so schlimm, nur die beste Freundin von Phoenix' kleinem Bruder zu sein.

Impressum: Landeshauptstadt Wiesbaden – Kulturamt; Körperschaft des öffentlichen Rechts
Schillerplatz 1-2, 65185 Wiesbaden, Telefon: 06 11 – 31 47 08